

*image
not
available*

ALBUM

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben

von

Herm. Markgraf.

Achtzehnter Jahrgang.

Bierzehnter Band.

Der schwarze Mann.

II.

Wien.

Herm. Markgraf.

1863.

Der schwarze Mann.

Geschichtlicher Roman

von

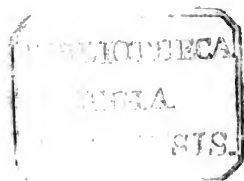
F. Isidor Proschko.

Zweiter Theil.

Wien.

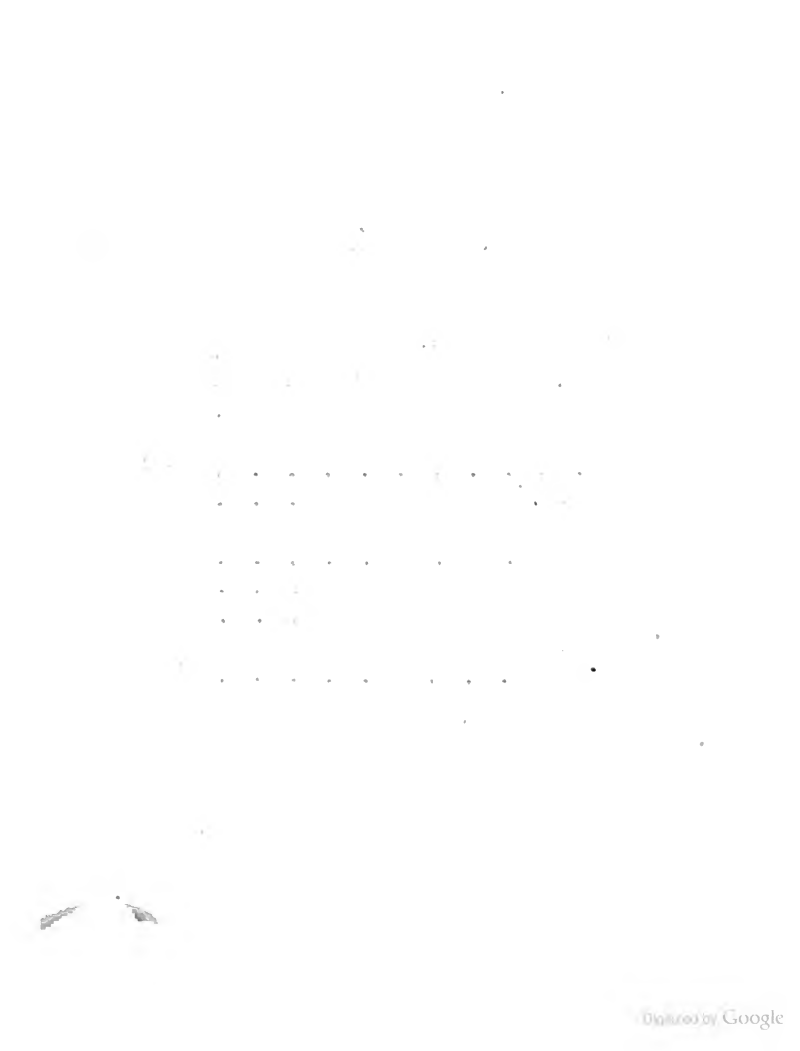
Herm. Hartgraf.

1863.



Inhalt.

	Seite
Erstes Capitel. Der schwarze Mann	1
Zweites Capitel. Ungarischer Hochsinn	9
Drittes Capitel. Die Ritter vom Todtenkopfe .	19
Viertes Capitel. Die Sage vom Raben und Löwen	52
Fünftes Capitel. Die goldene Myrthe	92
Sechstes Capitel. Die weiße Frau. — Ein neuer Verbündeter	112
Siebentes Capitel. Cäsar in Neu-Athen	137
Achtes Capitel. Der Herr de la Pagerie	153
Neuntes Capitel. Im Lager von Boulogne. — Der Fahneneid	177



Der schwarze Mann.



1.

Der schwarze Mann.

(Fortsetzung.)

„Jetzt begann ein Wettlauf um Tod und Leben.

„Voran Jossu mit seiner theuren Last — fünfzig Schritte hinter ihm der Riese Karatson mit seiner Schaar, gleich dem wilden Jäger, welcher die nächtliche Kunde um den Erdball zurücklegt, donnernde Flüche und Rache Schwüre jagten die Horde und Jossus Athem begann bereits zu stocken, seine Pulse sieberten, dichter Schweiß perlte über die ermattenden Glieder, vor seinen Blicken drehten sich Anger und Haide im bunten Wirbel, er sah, er hörte nicht mehr den Jubel der schrecklichen Verfolger.

„Jetzt — jetzt verließ ihn die letzte Kraft, seine Knie brachen, er sank mit seiner theuern Last zu Boden

Proscho. Der schwarze Mann. II.

und hinter ihm — rasselte das gewaltige Fallgitter des Stadthores vor Debresin zur Erde. — —

„Selena lag bereits auf dem weichen Teppiche in ihrem väterlichen Hause, umgeben von ihrem Vater und dem wonnetrunkenen Jossu dessen Jugendkraft ihm jede andere Labung nach dem fürchterlichen Laufe entbehrlich machte, als jene, die er im seligen Blicke seines Lebensengels fand.

„Gottes Hand hatte sichtbar über dem Hause des Stadtrichters gewaltet, seine Hand aber ruhte segnend auf Jossu's und Helenens Häuptern, sein Mund kispelte die schönen Worte. „Nach Stürmen Ruhe!“ und die heilige Stille im Gemache wurde nur durch ein fernes Pochen und Hämmern unterbrochen.

„Da trat aber ein Stadtgeschworne mit bleichem Antlitz in das Gemach und rief den Stadtrichter in die Vorhalle.

„Der schwarze Mann steht vor den Thoren, mit seiner Rotte,“ berichtete der bleiche Bote; „der Bürger sind nur wenige streitbar, die meisten außer der Stadt, wir sind verloren, wenn es der Rotte gelingt, das Fallgitter zu erbrecchen.“

„Bestürzt rannte der Stadtrichter über die Stein-
treppe zum Stadthore herab, wohin bereits der größte Theil der Bürger zugeeilt war.

„Der listige Karatson aber hatte diesen Umstand wahrgenommen, und während sich die Belagerten abmühten den Bogen des Thores mit Stein und Holz zu verpallisadiren, und einige von Karatson's Leuten das fürchterliche Gebrüll fortsetzten, war Georg unbemerkt durch ein unbeschütztes Pfortlein am östlichen Ende der Stadt eingebrochen und schwang jetzt mit Hohugelächter seine mächtige Partisane im Rücken der Belagerten.

„Nun entspann sich der Kampf, der im Bogengang des Thores und zwischen den nächsten Wohngebäuden eingepferchten Debreziner mit der wilden Rotte.

„Aber Karatson's Wink gebot plötzlich Ruhe, und augenblicklich senkten sich die Morgensterne seiner Rotte. —

„Hört ihr Männer von Debrezin!“ donnerte er unter die Reihen, „nur die Gottlosen, welche sein Gesetz schändeten, hat der Herr vertilgt — Korah, Dathan und Abiram; so liefert sie uns aus: den entflohenen Jossu, Helena und den Stadtrichter, daß ich sie opfere, als Sühne für eure Halsstarrigkeit, womit ihr mir eurem Retter und Freiheitsbringer, die Thore verschloßet.“

„Einen Blick warf der schwarze Mann um sich, und gewahrte den Stadtrichter, der nun bereit stand, sich mit den wenigen streitbaren Bürgern, dem schwarzen Manne entgegen zu stellen.

„Ergreift ihn,“ brüllte Karatson „und hängt ihn am Erker seines eigenen Hauses! dann hohlt mir das sittige Töchterlein und ihren Sponsen, damit ihnen werde nach ihrem Verlangen. Sie sollen an einander gefettet werden wie sie es wünschen, dann werft sie in das Feuer!“

„Als aber jetzt die Rote Miene machte mit jubelnden Eljens den Stadtrichter zu ergreifen, und die Sentenz ihres Abgottes an ihm zu vollziehen, da ballten die Bürger von Debresin ihre Fäuste und drangen mit geschwungenen Waffen jeder Art auf die Rote Karatson's ein. —

„Ein blutiges Handgemenge begann, in dessen Mitte der schwarze Mann mit seiner Keule um sich mähte; hier und dort sank ein Debresiner, und lauter immer lauter tönte das Gebrülle der schwarzen Rote, während sich der Kampfnäuel dem Stadtrichterhause näherte; vor welchem sich zuletzt ein kleiner, dicht geschlossener Haufe von Bürgern, den grauen Stadtrichter an seiner Spitze, zusammenballte, und den Eingang, Mann auf Mann hinsinkend, — heldenmüthig vertheidigte.

„Schon brach die schwarze Rote in siegestrunkenes Freudengeschrei aus, — da schmetterten Trompetenklänge in ihrem Rücken und eine blanke Schar gepanzerter kaiserlicher Reiter umzingelte sie, Jossu und einen magyrischen Helden, den gefeierten Niclas Bathori,

an ihrer Spitze. Jossu, als er dem Stadtrichter in das Getümmel nachzueilen wollte, hatte vom Erker aus den auf Debresin zueilenden Helden wahrgenommen, und ihm das obere Stadthor schneller geöffniet, als die Kotte hievon Kenntniß erlangt hatte.

„Im Namen kaiserlicher Majestät,“ donnerte Nicolas Bathori unter den Haufen, während seine Reiter in Angriffstellung verharreten, — „einem Jeden Schonung und Gnade, welcher sein Gewehr streckt, und zu seinem Pfluge zurückkehrt, — der Strang einem Jedem, der eine Secunde zögert!“

„Das Wort wirkte wie ein Blitz. —

„Der feige Räuberhaufe, nur muthig im Blündern und Sengen, warf seine Morgensterne und Picken von sich, und flehte zu den Füßen Bathori's um Gnade.

„Aber Karatson, sein Schicksal ahnend, streckte sich jetzt in seiner ganzen Länge empor:

„Elende Midianiter!“ rief er, „wollt ihr Euch dem Henkertode preisgeben? — Wollt ihr trauen den Worten des Verrathes? — Werft Eure Waffen nur von Euch, dann werden sie Euch binden, wie die Lämmer unter dem Messer des Würgers, und zum Feuertode führen.“

„Deine Rolle ist ausgespielt elender Leibeigener!“ donnerte Bathori hier dazwischen. „Längst wärest du deinem Schicksal nicht entgangen, hätte ich nicht den rech-

ten Augenblick abgewartet dein Raubnest mit ganzer Macht zu umzingeln — denn seit mehr als sechs Wochen war ich von kaiserlicher Majestät beauftragt, dem Raubunfuge ein Ende zu machen. — Der Holzknecht gehört zum Pflöcke, und darum geschehe ihm sein Recht!“ fuhr er mit gehobener Stimme fort.

„Und Bathori winkte, und schon war eine dicke Strickschlinge über Karatsons Nacken gefallen und während ihn drei Kriegsknechte von rückwärts zu Boden rissen, schleppten ihn schon drei andere zu demselben Haublocke, an welchem er vor zwei Jahren seine Pläne ausgesponnen hatte.

„Jetzt verließ den Trotzigen sein Hochmuth, er brüllte gleich einem Rasenden, und suchte sich mit Gewalt die Stricke von den Händen zu winden; zuletzt brach er in Thränen aus und rief jammernd um Gnade und Schonung.

„Diese Schmerzenslaute hatten jedoch nur die Wirkung, daß sie die noch wenigen trotzigen Gemüther seiner Raubbande, gänzlich entmuthigten, und diese ihm, ihrem Verführer, schrecklich zu fluchen begannen.

„Die Soldaten Bathori's aber drückten mit rasender Eile den struppigen Kopf des Holzknechtes auf den Haublock, rießen sein Panzerhemd zurück, und —

der blutige Kumpf sank vor dem Stadthause zur Erde. —

„Die meisten der Anhänger Karatsons, wurden begnadigt, gingen ruhig nach Hause und pflügten ihre Acker wieder; Ladislaus der Kürschner, welcher eben im Besgriffe war, mit dem von den Türken aus dem heiligen Lager versprengten Ueberreste der Rotte gegen Debreszin heranzuziehen, wurde von Bathori's Streifwachen in der nächsten Nacht entdeckt, geschlagen und zierte das Stadthor von Debreszin mit seinem Leichnam.

„Der nächste Maimond aber sah Helena an der Seite ihres Vossu als Gattin aus der Kirche ziehen.

„Die ernste Beltrichterin, die Geschichte, aber zeichnete als Denkmal jener barbarischen Zeit mit blutigem Griffel in ihre Tafeln den Namen des „schwarzen Mannes,“ welcher die angebliche Bekämpfung der Türken in Ungarn, zum Vorwande seines Bauernaufstandes gebrachte.

„Das ist die Sage vom schwarzen Mann,“ schloß der Mönch seine Erzählung; „dießmal war es also das Landvolk Ungarns, unter welchem der Ahasver, der böse Genius Ungarns wieder in der schwarzen Maske auftrat, und wieder war es eine Helena, welche seinen Untergang verursachte; — lange ging aber unter den

Landleuten Ungarns die Sage: daß auch bei diesem Bauernaufstande eine fremde Hand im Spiele war, und daß auch der schwarze Mann des Jahres 1569 den Gift-
hauch, mit dem er das Land ansteckte aus jener Luft ein-
sog, welche vom fernsten Westen her, über die deutschen
Fluren herüber nach Ungarn wehte.“ —

Ungarischer Hochsinn.

Das hat der edle Ungar mit jenen ehrwürdigen Heldengestalten der biblischen Vorzeit gemein, daß er wie diese keinen Gast von seinem Zelte weist, vielmehr selbst mit seinem Feinde Milch und Brot theilet, und wüßte er auch, daß dieser den frischgeschliffenen Dolch unter seinem Mantel verbirgt, um ihn zu tödten, so wird der gastfreie, hochherzige Ungar ihm dennoch das Nachtlager gönnen, um dem vom Wetter und Sturm Verfolgten sein: *Kérem tessék besétalni!*¹⁾ ohne lang zu fragen: „woher? wohin? warum?“ zuzurufen.

So fand es auch im Hause des edlen Grafen Arpad Niemand auffallend, daß der unbekannte Gast Louis,

¹⁾ Ich bitte, spaziren Sie herein!

genannt Graf Venoir aus dem Rheinlande, den der Sturm am Hanssag plötzlich in's Haus geweht hatte, schon seit zwei Monden daselbst weilte und von der Gastfreundschaft des Grafen einen Gebrauch machte, als ob er ein Sohn des Hauses wäre, und seit Jahren ein Recht hätte vom Tische des Grafen zu essen und dessen Jagdschloß zu bewohnen.

Nur der alte Zoltan, der als Vollblut-Magyar von uralter Färbung alles Fremdländische in der Seele haßte, hatte den Rheinländer mit scharfen Augen betrachtet und konnte nicht begreifen, wie der alte Graf gar nicht sehen wollte, daß der Mann vom Rhein der schönen Tochter des Hauses gar nicht mehr von der Seite kam.

Seit der Ankunft des jungen Grafen Hermann hatte Zoltan einen Bundesgenossen in seinem Beobachtungsgeschäfte gefunden. Graf Hermann von Pazman der echte „deutsche Magyar,“ wie ihn die Leute des Grafen nannten, hatte die erste Jugendliebe zu Helena als eine junge Knospe auf seine Reisen mitgenommen und als eine aufgeblühte Rose nach Hause gebracht; jetzt fand er aber einen Falter bei seiner Blume, und der erste Blick, den er auf die Gestalt des Rheinländers that, war der Blick der bittersten Eifersucht. — Aber der junge Graf, eben so edel als stolz, bekämpfte sein Gefühl, wenn er Helenen nahte, aber offen wollte er dem Manne entgegen-

treten, welcher ein Gast im Hause, sich die schönste Blume in demselben pflücken wollte. . . .

Graf Arpad selbst mit seinen Gästen und dem Gedanken an die nächsten Schicksale seines Vaterlandes beschäftigt, beachtete den erwähnten Stand der Dinge in seinem Hause nicht; der Mann, dessen vorzüglichster Charakterzug Offenheit, Ehrlichkeit und Hochherzigkeit war, blickte durch kein dunkles Glas und sah daher in der Person des jungen Rheinländers nur den Gast des Hauses, dem nach altungarischer Sitte so lange Gastrecht und Gastfreundschaft gewährt werden mußte, als er Beide ansprach.

Hochbefriedigt von dem ruhigen Leben, welches sich um seine Person eben auf seinem Jagdschloße bewegte, stieg der alte Graf mit fast jugendlicher Leichtigkeit an der Spitze seiner Gäste in den Schluchten und Thälern seines Jagdbereiches herum, bald dort bald da die Kugelbüchse, welche ihm seine Heiduten nachtrugen, zum Schusse aufnehmend.

Dort an der nordwestlichen Seite des Jagdschlosses, wo ein halbmondförmiger Felsenkranz sich hinzog, liegt der rothe See, so benannt vom rothen Lichte, welches sein Spiegel zurückwirft, und welches von einem feinen Ueberzuge des Granitgeröls in dem kristallinen Wasser mit rothgelbem Eisenocker herrührt.

Auf jener Seite aber, wo der grüne See sein kristallenes Gewässer ausbreitet, bietet ein von steilen Felsen umflossener Kessel ein hundertfaches ununterbrochenes Echo, und wird dort eine Pistole abgeschossen, so kracht ein nachhallender Donner, der allmählig dumpfer wird, und zuletzt in ein, das Ohr immer sanfter und sanfter berührendes, Säuseln, endet. Würde an diesem Platze eine Kanone gelöst, so würde die in diesem engen Raume eingeschlossene Luft unstreitig Felsenstücke von den aufgethürmten Wänden losreißen und in die Tiefen schleudern.

Seltzam klingen dort in hundertfacher Bervielfältigung die verschiedenartigen Töne des durchbringenden Pfeifens der Steinböcke und Murmelthiere, das Geplätscher der herabfallenden Wässer und selbst das sanftere Wehen der von den Felswänden zurückströmenden Luft, dann die Laute der menschlichen Stimmen, welche sich hier in den Choral der Naturmusik hineinmengen. Den Rand des Kessels, welcher diese Schlucht einschließt und der, wenn die Sonne ihren Strahlenkranz über die Schlucht ausschüttet, einem riesenhaften Goldreife gleicht, nennen die Bewohner des Jagdschlusses die Feuerkrone des Dosa.

In dieser Schlucht stand am nächsten Abende nach der erwähnten Festtafel Louis Venoir, der Rheinländer

— an seiner Seite ein alter Diener des Grafen Arpad, welcher den jungen Mann zuweilen auf den Jagdgängen in die Felsen begleitete. —

Die Faust Lenoir's hielt ein blauläufiges Pistol umspannt; jetzt drückte er los und ein hundertfaches Echo, zuerst laut, dann leise und immer leiser hallte der Schuß in den Bergen wieder.

Aber auch hoch oben von der Felszacke trachte ein Schuß herab. Er schien die Antwort auf den ersten zu sein. Gleich einem aus der Tiefe emporsteigenden Berggeiste stand dort oben auf der höchsten Felsenkante ein kühner Jäger.

Hermann Graf von Pazman war es, welcher jetzt die steile Felswand langsam herabstieg; hinter ihm Zoltan, der alte Heiduke des Grafen.

„Wir sind am Entscheidungspunkte angelangt,“ sagte Hermann von Pazman zu seinem Begleiter. „Der Gast des Hauses des Grafen Arpad wird zurückprallen vor dem Medusenschilde, welchen wir ihm entgegenhalten werden.“

Der Rheinländer bemerkte den jungen Grafen, er erwartete ruhig dessen Herantreten.

Jetzt standen sich die beiden jungen Männer ganz nahe.

An der Seite des Grafen Lenoir stand ein bärtiger

Ungar von etwa vierzig Jahren mit einem fast geisterreichen Gesichte und pechschwarzem, über das Gesicht erabhängendem Haare, ein dunkler Dollman bedeckte seinen Leib.

Graf Hermann hatte diesen Mann früher im Jagdchloße am Karfunkelthurm nicht gesehen, er warf einen angen Blick auf ihn.

„Mein Sekundant Bacsanj,“ bemerkte der Rheinländer kurz; „er ist vor einigen Stunden auf dem Jagdchloße eingetroffen, ein alter Reisegesellschafter von mir, und wie Sie sehen, ein Ungar; Sie werden daher nichts einzuwenden haben, daß ich ihn zu meinem Beistande bei dem Geschäfte erwählte, das wir eben abthun wollen.“

„Nicht das Geringste,“ erwiederte Hermann mit einem Blicke auf den Sekundanten; dieser aber trat einige Schritte vor.

„Mein Herr,“ sagte er, „es ist etwas Außergewöhnliches, daß der Gast eines ungarischen Herdes mit dem Sohne des Hauses Kugeln wechselt; es wäre vielleicht gerathen, sich über den Gegenstand des Streites früher zu verständigen.“

Graf Hermann warf einen spöttischen Seitenblick auf den Sprecher. „Sieh' da, der Ungar spielt den Sachwalter des Ausländers,“ sagte er — „nun, mein Herr,“ fuhr er, zu Louis Venoir gewendet, fort, „wenn Sie Scheu

vor ungarischen Kugeln haben, so räumen Sie das Feld, ich will Gnade für Recht üben —“

Ein glühender Blick des Rheinländers war die Antwort.

„Mein Herr,“ rief er, „Sie kennen mich nicht — vorwärts! schießen Sie!“

„Ihnen gebührt der erste Schuß!“ herrschte ihm Graf Hermann zu.

Der Rheinländer war seiner Bewegung nicht mehr Herr, er hob zitternd vor Aufregung das Pistol und seine Kugel zischte am Haupte Hermann's vorüber.

„Fehl geschossen!“ sagte dieser kalt; „nun, mein Herr, ist der Schuß an mir, bevor ich aber eine Kugel durch Ihr Gehirn jage, muß ich Ihnen offen und ehrlich sagen, daß der Grund meines feindlichen Auftretens gegen Ihre Person nicht Vorurtheil gegen den Fremdling, nicht leere Eifersucht auf die Rolle ist, die Sie im Hause meines Onkels spielen. Ich sage Ihnen offen, daß ich Zweifel gegen Ihre Persönlichkeit hege, und ich möchte wissen, ob mir der Gegner, den ich meiner Kugel würdig halte, auch an Rang und Herkunft ebenbürtig ist; — mein Herr. Sie nennen sich einen Grafen Lenoir vom Rheingau, womit können Sie diese Herkunft und die Wahrheit Ihrer meinem Onkel gemachten Angaben über Ihren Adel und Ihre Besitzungen im Rheingau beweisen?“

sen? Der Neffe des Grafen Arpad schießt sich nur mit einem Ebenbürtigen.“

Louis Venoir lächelte; „ich glaubte nicht, daß man in Ungarn nach Reisepässen und Geburtsnachweisen frage,“ sagte er kalt; „indessen, ich kann und will Ihnen diesen Nachweis auf der Stelle liefern. Sie sollen sogleich meine Papiere zu Gesichte bekommen.“ Graf Louis Venoir griff bei diesen Worten in seine Brusttasche — aber tiefe Todtenblässe bedeckte auch sogleich sein Antlitz — ein leises fast unmerkliches Zittern verrieth seine innere Aufregung, er suchte — suchte und schien nichts zu finden — hohe Flammenröthe bedeckte jetzt sein Gesicht.

„Sie scheinen die Diplome Ihres rheinländischen Ritterstandes verloren zu haben,“ bemerkte Graf Hermann — „geben Sie sich keine Mühe es länger zu suchen, hier ist es!“

Bei diesen Worten riß er ein schwarzes Portefeuille aus seiner Brusttasche; „ich habe dieß geheimnißvolle Portefeuille mit allen ihren Brieffschaften am Ufer des Sees da unten gefunden,“ sagte er lächelnd, „wo Sie es in der Eile des Heraufsteigens vermuthlich verloren haben.“

„Mein Portefeuille!“ rief Herr von Venoir, indem er die Hand darnach ausstreckte.

Hermann von Pazman aber zog es zurück. „Da ich nicht wußte, daß es Ihr Eigenthum sei,“ sagte er, „so habe ich es durchblättert und bin somit über dessen Inhalt vollkommen unterrichtet — —“

„Mein Herr!“ rief der Herr von Venoir.

„Sie werden begreifen,“ fiel der junge Graf ein, „daß wir uns nicht weiter schießen können, und wenn ich die erste Kugel von Ihnen entgegen nahm, so that ich es nur um, den Schein einer Feigheit von mir abzulocken; hier ist Ihr Portefeuille, nehmen Sie es und reisen Sie dahin, wohin Sie die, in demselben neben den unechten Papieren liegenden, echten Brieffschaften beordern. — Leben Sie wohl,“ damit legte Graf Hermann dem Rheinländer das Portefeuille in die leise zitternden Hände.

Louis Venoir stand todtenbleich und keines Wortes mächtig.

„Wie soll ich,“ hauchte er — „das —“

„Kennen?“ — fiel Hermann von Pazman ein; „Ungarische Sitt! mein Herr! — Der Bewohner Ungarns schlägt seinen Feind in offener Feldschlacht, von andern Mitteln ihn zu verderben, hat kein echter Ungar und auch kein echter Deutscher noch Gebrauch gemacht. . . .“

Nach diesen Worten stieg Graf Hermann von Paz mit seinem Begleiter den Hügel hinab.

Der Rheinländer Louis, genannt Graf Lenoir versich aber im Gebüsch auf der Seite hin, wo der Weg vom Jagdschloße des Grafen Arpad gegen die Straße nach Deutschland hinausführte. . . .

3.

Die Ritter vom Todtenkopfe.

Der vorrückende Frühling des Jahres 1805 streute seine Sonnenstrahlen auf die herrlichen Gefilde Italiens von deren Golde beleuchtet die reizende Isola bella auf dem lago maggiore einem Feenreiche gleich, in welchem Natur und Kunst ihre schönsten Schätze darboten.

Dort an der Südseite der herrlichen Villa der Gräfin Bianca Desini lag der schönste Theil ihres Parkes der sogenannte orientalische und afrikanische Wundergarten, mit dem von den Bewohnern der Insel sogenannten grauen Hause, ausgebreitet da.

Hier rankte sich die Feige an der schneeweißen Mauer empor, dort hingen blühende Fuchstien, hier erhob sich der stachlichte riesenhafte Cactus und die blühende Aloe; drüben stand eine Laube mit gelbblühenden

Bignonien und den herrlichen rosenrothen Bougonvillen; breite Hecken von blauen Hortensien, baumhohe Camellien schloßen den lichtgrünen Rasenplatz ein, auf welchem die *Furcroia gigantea* ihren riesenhaften Schaft mit den goldfärbigen Blüthen und von grünen Blättern umhüllten Zwiebeln so hoch wie die dreißigjährige Eiche darneben emporstreckt.

An einer andern Stelle tiefer im Parke streckte die köstliche Ananas ihr Kraut zur Höhe von acht Fuß neben der schönen Dattelpalme empor.

Weithin im dichten Palmenwäldchen erhob sich die fichtenähnliche Pandane mit ihren schilfartigen Blätterbüscheln und der pyramidalen Krone wohl zu einer Höhe von vierzig Fuß, daneben duftete der immergrüne Kaffee-strauch mit seiner wohlriechenden jasminähnlichen Blüthe und stand der Orangen-, Feigen- und Mangobaum mit den herrlichen Früchten von der Größe, Gestalt und Farbe einer großen Pfirsich mit dem goldgelben, saftigen Fleische, und der schöne Rosenapfel mit den kleinen gelben einem Apfel gleichenden und rosenartig duftenden Früchten, der zierliche Pitango-Strauch mit den kleinen weißen Blüthen und den dunkelrothen, säuerlich-süßen Beeren, daneben die liebliche Myrthe, die Granate und der Liebes-Apfel (*persicum esculentum*) mit seinen genießbaren Früchten.

Drüben aber, wo ein kleiner Bach sich zwischen Tamarinden zum See hinabschlängelte, erhob sich neben dem wunderlichen Perückenbaume die mächtige Libanonceder mit ihrem haushohen Stamme.

Dichter ward hier die wunderliche Flora und die seltsamsten Pflanzen der Tropenwelt reichten sich im bunten Gemische aneinander — plötzlich zeigte sich da wo der kleine Bach in die Richtung nach Süden einbog wieder eine eigene Welt, die des Thierreiches.

Vom kleinen Bisamäffchen mit dem buntgefleckten Schweife angefangen bis zur schnellfüßigen Gazelle, vom goldschimmernden Honigsauger der heißen Zone bis zum großen Trappe und dem gewaltigen Strauße Afrika's, war hier theils in Käfigen, theils in freier Bewegung die Thierwelt des heißen Erdgürtels vertreten; ein eigenes Leben des Friedens schien hier ausgegossen, denn ruhig wandelte, hüpfte und flatterte da Alles durcheinander wie einst in Edens Wundergarten die neugeschaffene Thierwelt durcheinanderwogte, als noch der Geist des Friedens über der Erde lag und die Sünde des Menschen den Garten Gottes nicht besleckt hatte.

Dort ringelte sich die kleine Meerkatze an dem Aste eines Baumes, hier hüpfte das australische Beutelthier mit seinen Jungen, dort schritt der stolze Pfau, sein goldgefäumtes Rad schlagend, im Schatten jener blätterrei-

chen Ulme brachte der Chor der erwachten Sänger der Luft dem Schöpfer sein Morgenlied, und den grosten Choral der Natur sang die melodische Stimme eines sanften Glockenspieles: ein frommes Ave, welches das weitschallende Echo des braunen mit kühlen Grotten und silberspangenahnlichen Wasserfällen erfüllten Felsens sechsfach wiedergab. . . .

Ueber dieses reizende Bild spannte der weite Abendhimmel seine blaue Kuppel und wie ein grozer zitternder Rubin sank der Tagstern langsam und majestätisch nieder und streute seine letzten Feuerfarben auf die Fläche des See's und spiegelte sich in den kleinen Tiefen, welche wie gruneingerahmte Silberpiegel, auf denen der schneeweie Schwan Furchen schnitt, zwischen dem dunklen Drangenwaldchen hervorblickten.

Die Feeninsel schien, wie erwähnt, ein Paradies zu sein, in dessen Räumen gewurzreiche Düfte des Orients schwammen und Laute des Friedens auf den Luftwellen dahin getragen wurden.

Schön, gro und ewig gleich in ihrer majestätischen Ruhe, wie im aufbrausenden Sturme, ist die Natur — sie wirkt selbst dort schaffend und segnend, wo sie zu zerstören scheint; der Friedensstorger der Erde ist aber nur der Mensch; er versteht oft nur zu zerstören nicht aber zu bauen; — auf der Stätte des Friedens entwirft er

seinen Plan zum Kriege und unter dem grünenden Baume schleift er die Axt, um dessen Stamm zu fällen.

So auch auf der reizenden Isola bella.

Dort wo ein kleiner Lorberwald an der Ostseite der Villa kühlen Schatten bot und der wunderliche Niesenleuchter der *Euphorbia canariensis*¹⁾ neben der baumhohen *Erica arborea* seine Dornen herabsenkte, stand ein schief gefenktes kleines thurmartiges jedoch mehr viereckiges Gebäude, dessen Hinterwände in einen Felsen so kunstreich eingefügt waren, daß das graue Haus aus dem Granite des Felsens hervorzuwachsen schien. Das breite Blattgeflecht des Weinstockes mit dunkelblauen großen Trauben zierte die Wand dieses Hauses; einige wenige dicht geschlossene Jalousien blickten durch das Weingeflecht und die kleine enge Thür, zu welcher man auf sechs Granitstufen emporsteigen mußte, war hinter den zackigen Blättern eines riesenhaften Cactus versteckt.

1) *Euphorbia canariensis* (el Cordon der Spanier) ein sonderbares Gewächs der kanarischen Inseln, welches kaum mehr einer Pflanze gleicht; es trägt statt der Blätter längs den Ranten zwei kleine abwärts gebogene Dornen, die einem Blatte entsprechen, und hat ganz das Aussehen eines mit vielen Kerzen besteckten Leuchters. Die *Erica arborea*, ein Heidekraut, dessen Stamm, oder richtiger Baum, oft gegen 40 Fuß Höhe erreicht und einen Umfang von 6 $\frac{1}{2}$ Fuß hat.

Das kleine Haus trug ein plattes Dach mit einem kleinen mit weißem Silberbleche gedeckten Thurme zwischen dessen Wänden eine niedliche Messingglocke hing, die augenblicklich einen weitschallenden aber sanften Ton von sich gab, sobald Jemand auf die erste Stufe der Steintreppe den Fuß setzte.

Ueber das ganze Haus breitete ein seltsamer exotischer Baum seine Aeste gleich einer Palme; aus der Mitte seiner Blätterkrone trat eine mächtige vielverzweigte Blüthentraube hervor, sein Stamm verlängerte sich dann nicht weiter, sondern bildete Seitenäste, welche seine Spitze guirlandensförmig umringten — das war ein sogenannter *Drachbaum* von der Insel Madeira, mit der spornähnlichen Blüthe und dem blutrothen Saft, der unter den Namen des *Drachenblutes* bekannt ist. Dieses Haus war ein Haus des Geheimnisses für die Bewohner der Insel im Allgemeinen — manche dunkle Sage über nächtlichen Geisterspuck ging von demselben herum; aber so düster und alt das Haus von Außen einer verfallenen Ruine ähnlich erschien, so prachtvolle Räume barg es in seinem Innern. Eine ziemlich dunkle mit weichen Teppichen belegte Wendeltreppe führte zu den innern Räumen, diese waren zwar klein, aber prachtvoll ausgestattet; durch eine Reihe kleiner mit grünen und violetten Teppichen ausgelegter Gemächer gelangte man

im obersten Geschoße zu einem ovalförmigen Gemache, dessen Wände riesenhafte Spiegel zierten, welche diesem Raum das Ansehen eines großen Zimmers gaben, obwohl er kaum acht Fuß im Längendurchmesser hatte. Helles schwefelgelbes Licht strahlte von den schweren silbernen Wandleuchtern mit vergoldeten Drachenköpfen an der Wand auf den feinen Mosaikboden, auf welchem längs der ovalen Wand des Gemaches dunkelgraue Kuehpolster hinliefen. Das Gemach hatte keine eigentlichen Fenster, nur oben in der Mitte des spitzförmig zulaufenden Plafonds klappte eine ovale mit feinem Glase verdeckte Spalte, durch welche das Tageslicht hereindringen konnte, zwischen den Kuehbänken an der Wand standen kleine Tische von Granit mit muschelförmigen Vertiefungen, in welchen feine venezianische Gläser mit feurigen Weinen und duftende Südfrüchte zur Erfrischung einluden. Das ganze Gemach erfüllten Balsamdüfte der herrlichen Flora der Insel. In der Mitte desselben stand von Löwenfüßen getragen ein ovaler Tisch von grauem Marmor, auf welchem eine kleine eiserne Kiste stand.

Um diesen Tisch aber saßen auf niedern Lehnstühlen die „Glücklichen,“ denen die Geheimnisse dieses kleinen Felsenhauses bekannt waren.

„Die Ritter vom Todtenkopfe“ nannten sich die Herren und Damen dieser Tafelrunde. In ihrer Mitte saß ihr Haupt.

Bianca Orsini war's, die stolze und reiche Besitzerin der herrlichen Villa, Bianca Gräfin Orsini, die Voll-Italienerin, deren Herz zwei Kammern enthielt, eine voll flammender Liebe für ihr schönes Vaterland, deren Einigkeit und wiederkehrende Größe sie ersehnte, die andere voll brennenden Hasses gegen die fremden Lachthaber dieses Vaterlandes gegen die Franken.

Bianca Gräfin Orsini entstammte jenem uralten Geschlechte, dessen Urahnen unter dem Namen der Ursini einst nach Böhmen ausgewandert waren und bis um Jahre 1611 unter dem Namen der Rosenberge als gewaltiges Dynastengeschlecht im südlichen Böhmen geherrscht hatten, bis ihr Geschlecht mit dem letzten kinderlosen Stammhalter Peter Wof V. von Rosenberg zu Wittingau erlosch.

Gräfin Bianca Orsini hatte, wie oben erwähnt, ihren Gatten auf seinen Reisen nach den Antillen und zurück begleitet, nach dessen vor Kurzem erfolgtem Tode aber das Besitzthum ihres Verwandten des Grafen Arpad auf Isola bella angekauft und sich mit ihrer Tochter Ghiraldina dahin zurückgezogen.

Hier lebte die Gräfin Orsini in scheinbarer Zurückgezogenheit, in der That aber in stiller Thätigkeit für ihr Vaterland.

In dem Herzen der Vollblut-Italienerin glühte die heißeste Liebe für ihr Vaterland, und keine Seltenheit ist es, daß die Frauen Italiens an dem großen Netze mitspinnen, welches die Politik der Zeit über jene Länderflächen ausbreitet, die durch den Reichthum ihrer Naturgaben und ihre weltbeherrschende Lage den ewigen Erisapfel zwischen den Machthabern der Erde bilden.

Venedig, die Meeresperle und Mailand „die prächtige“ waren aber Frühling und Sommer des Jahres 1805 jene Centralpuncte, nach denen der kleine Corse sein Netz auswarf, und schon ruhte die eiserne Krone unter dem Scepter des gallischen Machthabers.

Mitten im Lande aber, wo sein Machtspruch fortan das alleinige Gesetz war, wo das Schwert des gallischen Brennus allein den Ausschlag gab, und außer dem Klange seiner Trommel kein anderer Commandolaut mehr Geltung hatte, stand dem gewaltigen Mann gegenüber, ungesehen und unbeachtet ein unerforschenes Weib, welches sich die Bekämpfung des Titanen zur Lebensaufgabe machte.

Dieses Weib war die Gräfin Bianca Orsini. Sie haßte den Zwingherrn Napoleon als den Unterdrücker ihres Vaterlandes, dessen Heil sie von der französischen Herrschaft nimmer erwartete.

Gleichartiges zieht sich an — die Villa der Gräfin

Isola bella war demnach seit den letzten Mombienz jener italienischen Vaterlandsfreunde, Frankreich und seinen Machthaber haßten und Hoffnungspruch Italiens in ihrem Sinne „Italia fara da se!“

Der Centralstern dieser kleinen Welt der Orsinivilla auf Isola bella war also die Gräfin Bianca selbst, die Strahlen dieses Sternes floßen, wie ein Brennpunkt, in zwei Brennpunkte zusammen; in die glühende Liebe zu ihrem italienischen Vaterlande und in dem glühenden Haße gegen dessen Zwingherrn.

Es konnte daher nicht fehlen, daß der Stern der kleinen Welt auf der Orsinischen Villa bald von Trauer umringt war.

Die thatkräftige für ihr Vaterland begeisterte Dame hatte hier ihre vertrautesten Freunde vereinigt und mit ihnen in dem Lande, wo das Schwert des gewaltigen Dictators Frankreichs das neue Gesetz dictirte einen Arcopag gebildet, der über ihn richten und ihn verderben sollte.

So unscheinbar diese kleine Versammlung im grauen Häuschen auf der Villa der Gräfin Orsini war, so weit reichten ihre Verbindungen. Die reiche Gräfin Orsini unterhielt solche in den meisten Hauptstädten des Continents und Niemand auf der ganzen Insel ahnte, daß

in diesem Paradiese von der Hand einer entschlossenen Frau an der Kette gefesselt wurde, welche der Imperator Frankreichs allmählig um den Leib des herrlichen Italiens legte.

Die vertrautesten Gäste an der Tafelrunde im grauen Hause der Gräfin führten aber einen seltsamen Namen und seltsame Abzeichen. Sie nannten sich „die Ritter vom Todtenkopfe,“ und trugen als Abzeichen unter dem Halse an einer kleinen silbernen Spange einen kaum kennbaren silbernen Todtenkopf. —

Diese Dekoration hatte eine geschichtliche Bedeutung.

Wie erwähnt, leitete Bianca Orsini ihre Abstammung von dem alten Grafen-Geschlechte der Orsini her, dessen Zweig einst in Böhmen unter den Namen der Rosenberge ein großes Gebiet beherrscht hatte. Sie trugen einst den ritterlichen Orden des Todtenkopfes über welchen die Archive Böhmens folgendes enthalten:

„Der ritterliche Orden des Todtenkopfes (*Ordo calvariae*), heißt es in einer derartigen Beschreibung, soll angeblich vom Herzog Sylvius zu Würtemberg und Dels, als Großprior in Verbindung mit seiner verwitweten Mutter, der Fürstin Maria Magdalena, Herzogin zu Liegnitz und Brieg, als Großpriorin — zu steter Erinnerung an die allgemeine Nothwendigkeit des Ster-

bens und Erweckung aller adeligen Tugenden — im Jahre 1652 — in der Residenzstadt Dels — für Damen und Ritter gestiftet — im Verlaufe der Zeit eingegangen, im Jahre 1709 durch des genannten Stifters Enkelin, nämlich durch die Fürstin Louise Elisabeth, geborene Herzogin von Dels und Bernstadt, Herzog Philipp von Sachsen-Merseburg's Witwe, als Großpriorin, unter gewissen Veränderungen erneuert, — endlich nach der Hand bloß für Damen bestimmt worden sein, welche ihre Vorsteherin jedesmal, aus den Prinzessinen des regierenden Hauses Württemberg zu erwählen hätte. — Seine Dekoration soll anfänglich in einem Todtenkopfe bestanden haben, welchen die Mitglieder mittelst eines Ringes und schwarzen Bandes an der linken Hand trugen; später in einem silbernen Todtenkopfe an einer schwarzemmailirten Schleife, welche die Worte: „Memento mori!“ mit weiß emailirten Buchstaben enthielt und an einem weißen Bande befestigt war.“

So sprechen Hübner, Iselin und ähnliche encyclopädische Quellen. Aber in der Schrift: „Adjumentum memoriae manuale. Editio quinta. Monachii et Ingolstadii 1763 in 8. pag. 91 heißt es: „Ordo equitum Calvariae, conditorem habuit, Carolum Fridericum, Württembergiae ducem:

viros faeminasque illustres complectens, meditationi mortis intentos. Subinde taedio assiduae hujus meditationis affecti equites varescere coeperunt. Sed oportune a Principe Sophia Elisabetha, Silesiae duce, novum incrementum accepit anno 1709, solis faeminis adscitis. Coepisse videtur anno 1704.“

Welche aus beiden sich offenbar widersprechenden Angaben, ist nun die wahre? — Ohne Zweifel keine von Beiden, wie es in solchen Werken gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Denn, daß dieser Orden schon am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vorhanden gewesen, geht aus der Thatfache hervor, daß nach einem gleichzeitigen Gemälde in der Abtei des böhmischen Cisterzienserstiftes Hohenfurth — und zwar in den sogenannten kleinen Fürstengimmern — auch der letzte Mann aus dem Stamme der czechischen Rosenberge, Peter Wocł, (gestorben im November 1611) ein Mitglied dieses religiös ritterlichen Vereines war; was er vermuthlich schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, beim Verkaufe seiner Besitzungen Silberberg und Reichenstein in Schlesien, an den Herzog Johann Friedrich von Liegnitz und Brieg geworden sein mag.

Seine Ordens-Decoration bestand, Zeuge jenes Gemäldes, aus einem goldenen Todtentopfe, der an einer

halbmondförmigen goldenen Spange mit den Worten: „Memento mori!“ hing. Die Spange selbst war mittelst eines goldenen Ringes an einem schwarzen Bande befestigt. So trug der Ritter das Ganze an seiner Brust.

Bürgschaft für das Alter und für die Echtheit dieser Darstellung liefert eine seltene, von des letzten Rosenberg's Schwager und theilweisen Erben, Schwamberg, herausgegebene, im Münzkabinete des genannten Stiftes verwahrte, gegossene silberne und vergoldete, ovale, zwei Zoll hohe und anderthalb Zoll breite Medaille; welche auf dem Avers das ziemlich wohlgetroffene Brustbild Peter Woks mit der Umschrift: Petrus Wock. Ursin: Gubern; Rosenb. Dom. Ulti. und mit der Jahreszahl 1611. unter dem rechten Arm, auf dem Revers aber das von einem stehenden Schwan (an dessen Brust die Rosenberg'sche Rose sich zeigt) getragene mit einer herzoglichen Krone gezierte, Rosenberg'sche Wappen und ringsum die Worte: „Adhuc in morte virescit in silentio et spe —“ enthält. Auch hier trägt Peter Wok diesen Orden an seiner Brust. Woraus es ersichtlich ist, daß im Jahre 1652 nicht erst die Begründung, sondern bloß die Organisation oder auch nur eine Reform dieses Ordens vorge-

nommen worden sein mag. — So viel des Geschichtlichen über diesen bisher wenig bekannten Orden.

Gräfin Orsini hatte sich aber diesen Orden als Symbol ihres Bundes erwählt, eines Bundes, der keineswegs so unbedeutend schien, als er an dieser Tafelrunde ausfah.

Die große Charte dieser Tafel enthielt eine Menge rother Kreuze. Sie bezeichnete die Punkte Europa's in welcher die Versammlung der Ritter vom Todtenkopfe ihre Verbündeten zählte und mochte auch jeder dieser Herren, welche unter den Damen der Tafelrunde saßen, noch sein besonderes Interesse haben, so einigte dieses im Ganzen doch in der Absicht: „der steigenden Macht des französischen Kaisers in Italien entgegen zu arbeiten und Italien von der immer mehr um sich greifenden französischen Herrschaft zu befreien.“

An der Tafelrunde des kleinen grauen Hauses auf der Isola bella saßen daher nicht bloß Vollblut-Italiener, sondern auch andere Gäste, welche sich in diesem Coblenz Italiens allmählig eingefunden hatten.

Eine stattliche Dame war es, mit bleichem Gesichte und feinen Zügen, eine Französin, Madame Encore und Abbeville; eine wohlbeleibte, feurige Italienerin, Pauline Nioti, und mehrere junge Männer aus abe-

Projcto. Der schwarze Mann. II.

ligen Geschlechtern Italiens, welche den Kern dieser geheimen Gesellschaft bildeten, und alle von der Idee begeistert waren: „überall und überall die Fußstapfen des Löwen zu verfolgen und die Freiheit Italiens gegen den korsischen Machthaber zu erkämpfen; sei es mit Schwert oder Dolch, mit Wort oder Waffe jeder Art.“

Fast alle diese Verschworenen waren durch die Revolution, welche Buonoparte in Italien und in der Schweiz gestiftet hatte, um ihr Vermögen gekommen oder hatten einzelne Glieder ihrer Familien verloren.

Das große Wort in dieser Versammlung führte Madame Orsini selbst. Ihre starke Hand auf die Charte gestützt, blickte sie wie eine Königin über die Versammlung.

„Italia fara da se!“ rief sie, „so lautet die Parole dieser Versammlung, ich sage Ihnen aber meine Freunde, es ist hoch an der Zeit, daß das große, schöne Italien sich erhebt um den kleinen Korsen in seinem Siegeszuge aufzuhalten. Sie sehen, meine Freunde, schon streckt er die Hand nach der eisernen Krone der Lombarden aus, schon ist ein Vice-König in Mailands Palästen eingezogen, bald wird das Wappen der alten Dogenstadt vom Wappenherolde Frankreichs unter die Wappenschilder des gallischen Imperators gereiht werden — lassen Sie uns daher unsere Verbündete zählen

und dann handeln, um mit einem Schlage eine allgemeine Erhebung der italienischen Nation von den Ufern Sicilien's bis zur Mündung des Po zu bewerkstelligen!" Die Gräfin hatte jedoch ihre heutige Rede in diesem vertrauten Kreise noch nicht beendet, als sie ein leises Zittern der kleinen Silberglocke am Plafond des Gemaches darin unterbrach. Es war das Zeichen, daß ihr vertrautester Diener Giuseppe im untern Erdgeschosse auf sie harre, um ihr wichtige Dinge mitzutheilen. Ohne einen Augenblick zu zögern begab sich die Gräfin hinab. Dort stand ihr Diener mit geisterbleichem Angesichte.

„Signora,“ berichtete er, „eine Gondel mit französischen Soldaten ist gelandet, man scheint einen Flüchtling zu verfolgen, der bereits auf der Insel befindlich ist.“

Der alte Diener hatte noch nicht ausgeredet, als durch die Thüre des Gemaches schon eine hohe Frauengestalt hereinstürzte.

Eine stattliche Dame war's, von männlichem, entschlossenem Ansehen; dunkle, fast aufgelöste Haare hingen über ihr bleiches Antlitz, ein schwarzes Sammtkleid umhüllte ihren stattlichen Körperbau, ihre muskulösen Arme trugen ein kleines Kästchen, sie mochte zwischen vierzig bis fünfzig Jahre alt sein. Ein junger Mann

in Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren folgte hr. —

„Per dio! retten Sie uns!“ — war der erste Ruf, den die fremde Dame der Gräfin Orsini entgegenhauchte — diese starrte die Fremde an, welche aber vor Angst beinahe ohnmächtig die Hände der Gräfin erfaßte.

„Wir sind französische Flüchtlinge!“ rief sie, „Mailänder Gensdarmen sind auf unsern Fersen, retten Sie uns —“

In nächster Minute standen die Dame und ihr Begleiter im obern Gemache vor der Tafel, die aber von den Gästen der Gräfin Orsini bereits verlassen war; auf einen leisen Druck mit dem Finger der Gräfin senkte sich eine Marmorplatte zu den Füßen der fremden Dame, und schon stand diese unten in einem dunklen Gemache ohne Fenster, dessen Thüre in einen Felsengang mündete, durch welchen man in eine fern gelegene Gegend des Parks gelangen konnte.

Das war Alles das Werk eines Augenblickes, der aber von der Gräfin mit genauer Noth benützt worden war; denn an der untersten Treppe der Villa erscholl bereits das Gerassel der Gewehre, welche die Soldaten der Streifpatrouille der Mailänder Gensdarmen auf den Marmorboden stießen.

Jetzt stand der Sergeant der letztern, vor der ihm entschlossen entgegen tretenden Gräfin Orsini.

„Sie verzeihen, Signora,“ sagte er sich verbeugend, „daß wir Ihre nächtliche Ruhe stören; wir sind einer proscribirten französischen Dame auf der Spur, die sich mit ihrem Sohne auf diese Insel geflüchtet hat, und als eine Hauptcomplotistin gegen die Regierung des Kaisers, von Paris aus verfolgt wird.“

Bei diesen Worten hob der Sergeant ein Papier in seiner Hand empor.

„Hier ein Verhaftsbefehl gegen Madame Henriette Faure und ihren Sohn Jean Nicolas Faure aus Hautefort im Dordogne Departement.“

„Wie!“ rief die Gräfin Orsini mit einer fast fleberhaften Aufregung. — „Jean Nicolas Faure!? Ist das nicht der junge Arzt von dem man erzählt, daß er in den Tagen nach der Kaiserkrönung am Marsfelde seinen Dolch gegen den neuen Herrscher Frankreichs zückte?“

„Derselbe,“ entgegnete der Sergeant, „seine Majestät der Kaiser hatte ihn begnadigt, der Unwürdige conspirirte aber von Neuem und ist jetzt mit seiner nicht minder strafbaren Mutter auf der Flucht nach Deutschland begriffen; aber wir haben die signalisirten Verbrecher, welche mit der Emigration in ununterbrochener

ung stehen auf der Straße von Mailand auf- und bis auf die Insel verfolgt, wo sie soeben landen sind. Sie werden daher die Güte haben, a, und uns dieses Haus durchsuchen lassen.“

Gräfin Orsini schüttelte den Kopf.

In diesem Hause des Friedens finden keine Ver- : eine Freistätte,“ sagte sie; „mein Herr, nehmen ein Wort darauf, die Verfolgten finden sie hier “

„Und doch müssen sie hier sein,“ behauptete der eant; „wir sahen sie in diesem Gemäuer verschwin-

„So suchen Sie selbst!“ sagte die Gräfin Orsini hlossen, indem sie den Sergeanten zum Eintritte id.

In weniger als einer Viertelstunde hatten der Ser- at und seine Leute das ganze graue Haus durchsucht, dessen künstlich erbautem Untergemache aber die bei- Flüchtlinge in völliger Sicherheit unbeachtet ruhten.

„Signora,“ sagte der Sergeant zuletzt, „Sie :den sich eine schwere Verantwortung aufladen, wenn e die beiden Staatsverbrecher irgendwo verborgen en — der Kaiser hat Deportationsstrafe auf ihre heimlichung gesetzt.“

„Ich will sie erwarten!“ entgegnete die Gräfin

stolz, „glauben Sie mir, mein Herr, ihre Flüchtlinge haben sich ohne Zweifel in eine der zahlreichen Gondeln geworfen, welche an den Ufern der Insel hängen, und sind auf dem See davon geschwommen, während sie von Ihnen hier gesucht werden.“

Der Sergeant war grollend mit seinen Leuten abgezogen und Gräfin Orsini empfing den heißen Dank der geretteten Madame Faure und ihres Sohnes, desselben jungen Mannes, dessen Attentat auf den Kaiser Napoleon oben erzählt worden ist.

Schon am nächsten Tage saß Madame Faure im Rathe der Ritter vom Todtenkopfe; denn sie, die glühende Feindin des französischen Kaisers, schien mit ihrem Sohne vom Himmel gesandt, um als eine neue Stimmenführerin im Areopage des grauen Hauses mitzureden und den Stahl mitzuschmieden, der hier zum Kampfe gegen den kleinen Corsen gehämmert wurde.

Madame Henriette Faure berichtete, wie sie mit der französischen Emigration in Deutschland und England in Verbindung stehe und eben im Begriffe gewesen sei mit ihrem Sohne über Genua nach Triest zu reisen, von Fouché's Polizei aber ununterbrochen beobachtet, schon bei ihrem Eintritte in Italien verfolgt und nun in höchster Gefahr gestanden war, aufgegriffen und deportirt zu werden. Sie wußte keinen Ausdruck für den

Grad des Hasses, mit welchem sie gegen den Zwingherrn Napoleon erfüllt sei, sie sprach von der künftigen Freiheit des großen schönen Italien's mit einer solchen Begeisterung, daß die Augen der Gräfin Orsini in Thränen schwammen und sie die edle Französin zuletzt in ihre Arme schloß.

Oft begegnen sich im Leben Menschen, welche sich früher nie gesehen; dennoch fühlen sie eine Geistesverwandtschaft zu einander als hätten sie sich von Jugend an gekannt. — Dieser Fall trat zwischen der Gräfin Orsini und der Dame Henriette Faure ein. Schon am ersten Tage nach ihrem plötzlichen Erscheinen auf der Villa der Gräfin, war die Dame Faure so einheimisch daselbst, als wäre sie von jeher ein Familienglied in diesem Hause gewesen.

Vertrauen erzeugt wieder Vertrauen, so kam es, daß beide Damen sich gegenseitig gar bald über ihre Pläne und Hoffnungen verständigten und Madame Faure bald im Besitze der Spezial-Charte war, auf welcher die Gräfin Orsini jene Städte des Continents mit rothen Kreuzen bezeichnet hatte, wo sie Anknüpfungspunkte ihrer geheimen Verbindung unterhielt.

Damit jedoch Madame Faure sammt ihrem Sohne vor den etwa wiederkehrenden Streifpatrouillen der französischen Gensdamen gesichert und selbst in der Villa

möglichst unerkantt bliebe, mußte sich ihr Sohn in die dunkle Livree eines Dieners des Hauses umkleiden, und wurde der Dienerschaft als ein solches, neu aufgenommenes Hausglied vorgestellt.

Madame Faure selbst aber wechselte ihren Anzug mit männlichen Kleidern und erschien schon am nächsten Tage als Vicomte Tadolini in der dunklen Tracht eines italienischen Nobili. Demungeachtet sollte die Anwesenheit der Frau Henriette Faure sammt ihrem Sohne auf der Villa nicht länger als acht Tage dauern; nur der Erholung wegen wollte sie so lange auf der Villa verbleiben, dann aber unerkantt ihren Weg über die Grenze Südtirol's fortsetzen, um auf Umwegen nach Triest zu gelangen um zu Schiff nach England zu gehen.

Von dort sollten die Fäden der Verschwörung gegen den französischen Machthaber im Einverständnisse mit seinen andern zahlreichen Gegnern weiter gesponnen werden, bis die Sache zu einem großen Schlage in Italien reif geworden sein würde.

Inzwischen machte sich die geistige Ueberlegenheit und der Scharfsinn der in ihrem bewegten Leben bereits viel geprüften Madame Faure geltend. Sie gab so treffliche Rathschläge in der Sache der Verbündeten des grauen Hauses auf der Isola bella, sie wußte so viel von Paris, dem Kaiser Napoleon, seinen Palastgeheim-

nissen und den Plänen ihres erbittertsten Gegners, des Polizeiministers Fouché, zu erzählen, daß die Gräfin Orsini gestand, bisher seien alle Pläne der Gesellschaft des grauen Hauses nur Chimären gewesen; jetzt sei aber Klarheit und Sicherheit in dieselben gekommen; — eine gewisse Crystallisation trat in der Sache hervor, man konnte erwarten, daß die Rundreise der Madame Faure nach London, Petersburg, Wien und Pest das große Werk gewaltig fördern und vielleicht bald ein zweites Hölleuentat gegen den Machthaber Frankreichs in's Leben rufen werde.

Am achten Tage nach ihrer Ankunft auf der Insel trat Madame Faure mit ernster Miene in das Cabinet der Gräfin.

„Signora,“ sagte sie, „es ist nun höchste Zeit, daß ich mich zur Abreise rüste, die Zwecke unseres Bundes verlangen es und meine Sicherheit fordert es — die französische Polizei hält mich auch auf dieser Insel in ihren Kreisen.“

Bianca Orsini blickte fragend auf.

„So ist es,“ fuhr Madame Faure fort, „und Fouché's Polizei sucht in ihrem eigenen Hause, Gräfin, in ihrer nächsten Umgebung mir und meinem Sohne die Falle zu legen, in welcher man uns einschließen will. —“

„In meinem eigenen Hause? in meiner nächsten Umgebung?“ fragte die Gräfin — „wer sollte von meinen Leuten, die alle treu wie Gold sind, so thöricht sein, mit Sendlingen Fouché's anzubinden.“

„Ihre eigene Tochter,“ — entgegnete Madame Faure ruhig; „ich habe sie heute belauscht, wie sie einen jungen Mann, im Palmenwalde am östlichen Inselgestade empfing, der mit einem Begleiter auf einer Gondel den See herabschwamm — sie lag in seinen Armen.“

Die Gräfin Orsini fuhr glühend vor Ueberraschung empor.

„O ich kenne diesen jungen Mann,“ fuhr Madame Faure fort; „er nennt sich Monsieur de la Pagerie und steht im Dienste der Garde des neuen Vice-Königs von Italien.“

„Herr de la Pagerie,“ fiel die Gräfin ein; „das ist ein junger Mann, der kurze Zeit auf unserer Villa weilte. Einst, schon als Knabe von sieben Jahren, war er mit einem, seine kindliche Kraft weit übersteigenden, Muthes auf unserer Reise von den Antillen nach Europa der Retter meiner Ghiraldina; — vor wenigen Wochen trafen und erkannten wir uns wieder; er verweilte einige Zeit auf meiner Villa, und begab sich dann, wie er sagte, nach Mailand, sollte er wiedergekehrt sein?“

„So ist es,“ entgegnete Madame Faure, „er ist wiedergekehrt, ich sage Ihnen, daß ich den jungen Mann in Paris an der Seite Fouché's mehr als einmal sah, darum ist mir sein Erscheinen auf der Insel auffallend, und ich rathe Ihnen, Alles anzuwenden, daß Ihre Tochter die Gesellschaft dieses jungen Mannes meide. — Ha! eine Tochter der Gräfin Orsini, der Vorkämpferin für die italienische Freiheit, und ein Franzose und Sendling der französischen Polizei!“ . . .

„Wo ist Ghiraldina, wo ist meine Tochter!?“ rief die Gräfin aufspringend, „o! wie danke ich Ihnen, Madame, daß Sie mir auch in dieser Beziehung so wesentliche Dienste erweisen!“

„Ruhig!“ mahnte Madame Faure; „Sie würden durch Ihre Hitze Alles verderben. Wir müssen handeln, nicht rasen. Ich reise heute noch mit meinem Sohne von hier ab; jetzt aber rufen Sie allerdings Ihre Tochter; Sie müssen sehen, wie weit die Leidenschaft derselben für den Franzosen gediehen ist.“ —

In wenigen Minuten stand Ghiraldina vor ihrer Mutter.

Ein strenges Verhör begann. Gräfin Orsini erfuhr von Ihrer Tochter, daß der Herr de la Pagerie, welcher nach einigen Tagen Aufenthalts auf der Insel Abschied genommen hatte, bereits das Herz der jungen Ghiraldina

befah und eben wieder aus seiner Garnison in Mailand zurückgekehrt und im Begriffe stehe, die Gastfreundschaft der Gräfin auf eine längere Zeit in Anspruch zu nehmen. —

Ghiralbina gestand aber ihrer Mutter, daß ihr Herz bereits dem jungen Manne angehöre und daß keine Gewalt der Erde das Band zerreißen würde, womit die erste Liebe so schnell zwei Herzen verbunden hatte.

Die Gräfin kannte die Entschlossenheit ihrer Tochter, sie schwieg und stand rathlos, als sich diese bereits aus dem Kabinette entfernt hatte.

Noch am selben Abend, verließ Madame Faure mit ihrem Sohne auf Umwegen des Parkes die Villa und bestieg eine Gondel, um die westlichen Ufer des Lago maggiore zu gewinnen und nordwärts durch Südtirol in das Innere von Deutschland abzugehen.

Ihr letzter ernster Rath an die Gräfin Orsini war, die Verbindung Ghiralbinens mit dem Herrn de la Pagerie um jeden Preis zu hindern und das Fräulein ehestens von der Insel zu entsenen, da dem jungen Manne der Zutritt in die Villa, ohne den Verdacht der Feindseligkeit gegen das damals in der Lombardie schon so mächtige Franzosenthum zu erregen, nicht leicht versagt werden konnte.

Rührend war der Abschied zwischen Madame Faure und der Gräfin Orsini, mit großer Innigkeit wagte die Gräfin ihre Börse für den Reisebedarf der Madame Faure anzubieten, aber lächelnd verbat sich diese jedes Geschenk, indem sie ihre eigene wohlgefühlte Cassette auf die Gondel tragen ließ.

Wie ein plötzliches Meteor waren Madame Faure und ihr Sohn auf der Villa der Gräfin Orsini erschienen, wie im Fluge vorüberbrausend hatten sie die Flammen angefaßt, welche in der Werkstätte der seltsamen Verschwörung einiger Italianissimi im grauen Hause auf der Villa der Gräfin Orsini emporzüngelten.

Aber auch die größten Verschwörungen in der Weltgeschichte haben mit dem Zusammenstehen weniger Personen begonnen und sind nach dem Grade ihrer Lebensfähigkeit zum Riesenhaften emporgewachsen. — So war's ein Muhamed, ein Ignaz Loyala, ein Pugaczew, die mit wenigen Menschen Werke begonnen haben, deren Anfang winzig schien, deren weitere Durchführung aber weltgeschichtlich wurde. —

Der Geist dieser Männer war die magnetische Kraft welche im entscheidenden Augenblicke auf ihre nächste Umgebung begeisternd, anfeuernd wirkte, der Geist dieser Männer und sein Uebergewicht war es, dem sich diese Letztern willig beugten, dem sie als gefügige Werkzeuge

dienten, dessen Ausläufer und Apostel sie machten; und in ähnlicher Weise hatte der Geist der wunderbaren Französin Henriette Faure, dieses Mannweibes in Gestalt, Rede und Entschlossenheit, auf die Gräfin Orsini eingewirkt. — Was Anfangs auf der Villa der Gräfin noch im kleinen Kreise der wenigen Vertrauten für die Sache Italiens vorbereitet wurde, schien sich nach Madame Faure's Eintreffen plötzlich zur; planmäßigen Unternehmung zu entwickeln.

Madame Faure galt fortan als die eigentliche Seele des Complottes — sie hatte versprochen nach wenigen Monden wiederzukehren, — dann sollte Großes ausgeführt werden; ihren Weisungen über gewisse mittlerweilige Vorbereitungen auf der Villa sollte pünktlich entsprochen werden. Die erste dieser Weisungen war, wie erwähnt, die möglichste Fernhaltung des Herrn de la Pagerie von der Villa und Trennung seines Verhältnisses zu Ghiraldinen. —

Madame Faure hatte der Gräfin in dieser Angelegenheit, Behutsamkeit und Klugheit und, wie erwähnt, die Entfernung Ghiraldinens von der Insel empfohlen.

Die Gräfin Orsini verstand diese Warnung gar wohl; sie zweifelte keinen Augenblick, daß Fouché's weitblickendes Auge auch schon auf ihrer Villa thätig, daß der Herr de la Pagerie einer seiner Send-

Lin ge sei, welcher die geheime Verbindung der „Ritter vom Todtenkopfe,“ zu überwachen, und von Zeit zu Zeit an Fouché hinüber zu berichten habe. Es schien somit die größte Klugheit und Behutsamkeit gerathen. Ein auffälliges ernstes Entgegentreten, eine kurze Erklärung gegen den Herrn de la Pagerie, daß man seine Besuche auf der Insel nicht mehr wünsche, schien, wie gesagt, gefährlich; man hätte offenbar dadurch die Befangenheit verrathen, welche sich der Verbündeten im grauen Hause nun bemächtigt hatte. Die Gräfin Orsini kannte den eisernen Willen ihrer Tochter. Eine Bekämpfung der Neigung derselben zu dem schönen jungen Manne, zu Herrn de la Pagerie, würde gerade die Flamme dieser ersten Liebe noch mehr angefacht und den heftigsten Widerstand der jungen Ghiraldina hervorgerufen haben.

Auch in diesem Punkte befolgte daher die Gräfin Orsini den Rath ihrer neuen Freundin, der Madame Faure, Ghiraldina sollte reisen; es ward beschloffen, daß sie sich schon in den nächsten Wochen nach Ungarn zu den Verwandten der Gräfin Orsini in das Haus des Grafen Arpad begeben, um dort den Bewerbungen des Herrn de la Pagerie in die weiteste Ferne entrückt zu sein.

Ohne daher mit gewöhnlicher Festigkeit und mütterlicher Machtvollkommenheit gegen ihre Tochter aufzu-

treten, suchte die Gräfin Orsini in den nächsten Tagen nach Madame Faure's Abreise Gelegenheit Ghiraldinen in einem passenden Augenblicke deren bevorstehende Abreise nach Ungarn anzukündigen und ihr ohne der leisesten Beziehung ihres Verhältnisses zu dem Herrn de la Pagerie einige Winke über den wahren Character dieses geheimnißvollen Mannes zu geben.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Ghiraldinens Lieblingsaufenthalt war jener kleine Tempel im Parke der Villa, worin sie den Herrn de la Pagerie bei seinem ersten Erscheinen auf der Villa getroffen hatte, und wo sie in Mitte der herrlichen Gemäldesammlung so gerne ihre Kunststudien betrieb.

Dort hing unter andern Gemälden auch in einer Ecke ein schier vergilbtes Bild. Es stellte zwei Ritter in Lebensgröße vor, von denen der eine im altböhmischen Costüm des 15. Jahrhunderts, der andere in ungarischer Tracht einander gegenüber standen, während die Gestalt eines vom Kopfe bis zum Fuße schwarz gerüsteten Ritters sich zwischen Beide drängte und mit vorgestrecktem Flamberge Beide gleichsam zu trennen suchte, im Hintergrunde aber die nebelhafte Gestalt einer schönen gekrönten jungen Frau schwebte.

Dieses Bild hatte für Ghiraldina stets einen wunderbaren geheimnißvollen Reiz, welcher natürlicher Weise

dadurch erhöht wurde, daß sie die Bedeutung desselben bisher nicht kannte. Oft stand sie in das Anschauen desselben versunken und betrachtete mit einem seltsamen, grauenhaften Gefühle die bleichen von berechnender Klugheit und Schadenfreude redenden Züge des schwarzen Ritters zwischen den beiden ehernen Gestalten des Böhmen und Ungarn auf diesem Bilde.

So stand sie wenige Tage nach Madame Faure's Abreise ebenfalls vor diesem dunklen Bilde und hinter ihr, ohne daß sie es merkte, ihre Mutter, die Gräfin Orsini.

„Du vertiefst Dich in das Anschauen dieses alten Familiengemäldes, meine Tochter,“ begann die alte Gräfin plötzlich.

Ghivaldina blickte erschrocken um. „Meine Mutter!“ rief sie. —

„Dieses alte Gemälde scheint Dich anzuziehen, meine Tochter,“ sagte die Gräfin; „ich sah Dich bereits einmal vor demselben stehen und es aufmerksam betrachten. — Kennst Du auch seine Bedeutung?“

„Ich wollte schon darum fragen, meine Mutter,“ entgegnete das Fräulein.

„Es ist ein Gemälde aus der Geschichte Böhmens und Ungarns; ich erhielt es von unserm Verwandten, dem Grafen Arpad,“ fuhr die Gräfin fort; „ein großer, böh-

mischer Meister, Raphael Menghs, hat es ihm zum Andenken einer Begebenheit gemalt, welche als romantische Episode in den Geschichten zweier edlen Nationen, in den Jahrbüchern derselben verzeichnet ist und, da auch unsere Vorfahren einst als ein mächtiges Geschlecht in Böhmen walteten, auch für Dich, meine Tochter von besonderem Interesse, und warnend und lehrreich erscheint.“

Shiraldina blickte ihre Mutter fragend an — die Gräfin fuhr aber fort:

„Dieses alte Gemälde ist abermals eine Versinnlichung jenes geheimnißvollen schwarzen Dämons, welcher seit Jahrhunderten mit dem Schwerte der Zwietracht in der Hand zwischen befreundeten Nationen hinschreitet und den Erisapfel schleudert, aus dessen Samen er für sich Früchte zu ziehen hofft. Setze Dich zu mir, meine Tochter, ich werde Dir die Sage vom Raben und Löwen erzählen, wie sie dieß Bild versinnlicht, dann wollen wir uns jene große Lehre daraus ziehen, welche für unsere Verhältnisse anwendbar ist, meine Tochter.“ —

Gräfin Orsini zog ihre Tochter neben sich auf den schwellenden orientalischen Divan und begann:

Die Sage vom Raben und Löwen.

„Es war einer der schönsten Frühlingsmorgen in den letzten fünfziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als der aufsteigende Tagstern auf das prachtvolle Wiesengrün vor einem Hochforste im südlichsten Theile Böhmens, da wo die Moldau bei dem alten Cisterzienser Stifte Hohenfurth schiffbar zu werden beginnt, Myriaden Diamanten streute.

„Die ganze Fläche der breiten Wiesen schien ein Meer von vergoldetem Grün zu sein, welches tausend andere Farben wie mit Edelsteinen emallirten; zwischen den von Thau-Diamanten blizenden Halmen des Grajes guckten, wie echt böhmische Edelsteine, Massen von blauen, rothen und violetten Blümchen hervor; der Ginster streckte seine gelbe Pyramide empor und der rothe und weiße

Wiesenklees und das fette gelbe Schmalzblümchen waren so bunt in den von der Meisterhand der Natur gewebten Teppich eingeflochten, daß die kleinen „Völker der Lüfte“ ihre Freude daran zu haben schienen, denn sie zwitscherten so lustig darein, als ob sie der Schöpfer eben heute zu einem besondern Festmahle an seiner großen Tafel geladen hätte. Drüben vom bergigen Hochforste des böhmischen Hochwaldes schallte das Brausen der zahllosen Baumwipfel, über welche der frische Morgenwind hinstrich, der eben sein gewohntes Geschäft aufnehmend, ein uralter Haarkünstler, die Häupter der tausendjährigen Eichen und riesenhohen Tannen des Waldes zu kämmen anfing; die kreischenden Töne der Raubvögel des Waldes tönnten herüber, der Reiher und der gewaltige Lämmergeier schwammen über dem tausenden Wipfelmeere, und dieser vielstimmige, erhabene Choral alles dessen, was in dieser ersten Morgenstunde lebte und webte, klang zuletzt harmonisch zusammen, wie ein einzig großes Gebet, welches die erwachende Natur, dem großen Meister derselben darbrachte! . . .

„Aber auch der sanfte Laut einer menschlichen Kehle fehlte bei diesem Morgengruße nicht — dort an der thaugetränkten Haselstaude stand ein kräftiges Kind der Natur, ein junges Mädchen, dessen Aeußeres schon verrieth, daß diese Frühlingsblume dem Boden des böhmischen

Vaterlandes entsprossen sei. Schönes dunkles Haar hing in zierlichen Flechten über den starken, schneeweißen Nacken der wohlgebildeten Jungfrau; die weißen Glieder deckte ein leichtes Morgenkleid und Kraft und Fülle sprachen sich in der ganzen Gestalt der einer munteren Gebirgsjägerin gleichenden Tochter dieser Flur aus.

„Sie schnitzte Pfeile und sang eben mit schallender Stimme das altböhmische Lied :

Seht den Berg mit Birken dort,
 D'rinn ist reichen Silbers Hort,
 Fördert es herauf vom Schacht
 Bringt Euch und den Enkeln Macht.
 Aber wahrt den mächtigen Gang
 Vor dem Volk im Niedergang,
 Hoch wird Euer Name steigen
 Und der Fremde Euch sich beugen.

„Die schöne Sängerin schien aber die sanften Töne ihres Sanges in die Luft zu senden, damit sie von dem gehört wurden, den sie damit in ihre Nähe zu zaubern wünschte. Jetzt lagen in der That ein paar weiche Hände über ihren schönen Augen, und jetzt stand ein schlanker Jüngling mit hellblauem Wamse, Jagdhorn und Jagdmesser an ihrer Seite.

„Ich habe Deinen Sang vernommen, mein Kind,“ sagte er freundlich, „und biete Dir den schönsten Gruß

zum schönsten Morgen, den der Frühling eben in's Leben rief.“

„Die liebliche Dirne wollte mit hochglühenden Wangen den Gruß des jungen Waldläufers erwidern — aber: „Libussa“ erschallte es laut aus der offenen Thür des nahen Forsthäuschen, und die schöne Jungfrau verschwand im nächsten Augenblicke, hinter dieser in ihr Schloß fallenden Thüre.

„Dort stand in einer mit Jagdgeräthen angefüllten und an den grünen Wänden mit Hirschgeweihen ausgestaffirten Stube ein baumhoher, schier riesenhafter Mann von verwildertem Aeußern mit einem fast ganz vom schwarzen Barthaare beschatteten, dunkelbraunen Gesichte, angethan mit einem rauhen, bis an die muskulösen Knien reichenden Rodenkittel, in dessen Gürtel gleichfalls ein ellenlanges Jagdmesser steck.

„Das war Meister Przemyslaus Kane — der Waldgeier genannt, ein Czeche von Geburt und Gesinnung, der begeistert für sein Volk und Vaterland, keinen Laut von seinem Munde fließen, keinen Gedanken in seinem Gehirne entstehen ließ, der nicht czechisch war — darum trug auch seine Umgebung das Gepräge seiner Vaterlandsliebe. Prichob Cechnow do Bojehema (die Ankunft der Czechen in Bojerheim) Samo's, Krol's, Libussa's und Wlasta's Bildnisse waren die Zierden seiner Stube

und seine Schuhe und Mütze waren genau nach dem Muster, aus Thierfellen gefertigt, wie sie der böhmische Herzog Przemysl, Libussa's Gemahl getragen haben soll ¹⁾.

„Darum erhielt auch das einzige Kind des alten Forstwartes, — nach der Geburt den Namen Libussa, — für jetzt aber eine derbe Strafpredigt, und der alte Przemysl aus drohte der liebenden Jungfrau, daß, wenn er sie nochmals in Gesellschaft des jungen, schlanken Jägers treffen würde, der seit einiger Zeit die Hochforste der Umgegend durchstreife, er sie ohne weiters in's Riesengebirge zu ihrer Base verbannen würde; „denn,“ schloß er seine Strafpredigt, „der blaue Guckguck, welcher mein Nest umschleicht, ist kein Tzeche — seine Züge, seine Haltung, seine seltsame Tracht, die ich von meinen Wanderzügen kenne, verräth den Ungar.“

„Aber Libussa, das kraftvolle und entschlossene Mädchen, fragte nichts nach Tracht und Abstammung, sie war dem schönen „Ungar“ zufällig im Hochwalde bei der Holzlese begegnet, sie hatte ihm zufällig in das große

¹⁾ Schottky erzählt nämlich unter Anderm von der ehemaligen rudolfsinischen Schatzkammer in Prag, von welcher ein Theil in das Schönfeld'sche Museum einverleibt wurde, daß sie auch einen Schuh und eine Mütze des Herzogs Przemysl, von höchst einfacher Arbeit aus Thierfellen, enthielt.

brennende Auge geblickt, und die einsam, aber herrlich heranblühende Rose dieser Flur hatte an dem himmelblauen Falter sogleich ein großes Wohlgefallen gefunden, daß wenige freundliche Worte desselben hinreichten, um die stärksten Gefühle der ersten und reinsten Liebe in ihrem Herzen wach zu rufen.

„Fest und entschieden ist der Charakter des Tzchen, treu und bieder wird er, wenn er dem Freunde einmal die Hand für's Leben reichte, und dieß Band als ein unauflösliches betrachte, und so ist auch das Band der Liebe, welche das czechische Mädchen ihrem einmal Erwählten schenkt, untrennbar für alle Zeit.

„Libussa nahm daher die drohende Aeußerung ihres Vaters schweigend hin, in ihrem Herzen aber stand der Entschluß geschrieben: „der Nabe oder keiner!“ — „Der Nabe,“ so hatte sich der blaue, schöne Jäger dem Mädchen genannt, welchem er seit einigen Wochen im Walde plötzlich entgegen getreten war, und welches er seither öfters sah, indem er bald dort, bald da mit seinem Jägerzeuge emportauchte.

„Aber hat er Dir denn gesagt, daß er Dich auch liebe?“ fragte der einzige Vertraute des Mädchens, als dieses ihm, mit niedergeschlagenen Augen das Geheimniß ihrer Liebe und die Scheltworte ihres Vaters mittheilte.

Dieser Vertraute war Gangolf, einer der Ordensbrüder der alten Eremiten nächst Heuraffel ¹⁾; der hatte die Jungfrau in den Lehren des Christenthums unterwiesen und für ihre geistige Erziehung mit Sorgfalt bisher gewirkt; sein Einfluß auf den Vater Libussen's war kein geringer — dennoch kannte er den eisernen Willen desselben, der seinem Kinde für alle Zeit die Verbindung mit einem Manne anderer Nationalität verweigern würde.

Aber die Frage des Eremiten: „hat er Dir denn gesagt, daß er Dich liebt —“ wiederhallte fortan im Herzen des schönen Mädchens.

Es war wenige Tage später, als Libussa abermals auf dem grünen Teppich der Hochwiese unter dem Laubdache jener himmelhohen Eiche stand, wo sie „der Kabe“ zuerst getroffen hatte. — Das große, dunkle Auge der Jungfrau schweifte über den Waldsaum hin, sie suchte nach einem Gegenstande, welchen sie zwischen den himmelhohen Tannenstämmen erspähen wollte, während ihre weißen Hände aus Eichenblättern, gestreiftem Grase und Wiesenblumen einen Kranz wanden. Jetzt war die Jungfrau mit dieser Arbeit fertig geworden, sie stand auf und warf noch einmal ihre Blicke auf den Wald,

¹⁾ Na wegtone, im südlichen Böhmen, wo die sogenannten Antoniter-Eremiten lebten.

dann aber traurig zur Erde; — denn der Erfehrte erschien nicht.

Jetzt leuchtete das Auge des schönen Kindes mit seltsamem Feuer; der angeborene Trotz der jungen Gezechin schien über das Gefühl der ersten Liebe das Uebergewicht zu erhalten, sie fühlte, daß sie nicht geliebt werde, sonst wäre der „schöne Rabe“ schon lange den Berg hang herabgekommen, und hätte ihr den Morgengruß des Waidmannes gebracht. Unwillig schleuderte sie jetzt den fertigen Kranz in die Lüfte; aber zwei weiße Hände auf der anderen Seite des Nasenhügels fingen ihn auf, und — der Rabe stand vor ihr . . .

Ein freudiger Schrei der Ueberraschung entfuhr der Brust des Mädchens, er glich dem Freudenlaute des Schiffers, der plötzlich aus dem seine Wasserstraße verhüllenden Sturmnebel das flammende Bild des wieder erscheinenden Taggestirnes emportauschen sieht.

„Du bist heute lange herumgeflattert,“ rief das schöne Kind der Natur, mit unverhehlter Freude, dem flüchtigen „Raben“ entgegen.

„Ich dürfte mein Waldnest heute nicht früher verlassen, schöne Waldrose,“ entgegnete der Jüngling, sich an der Seite des Mädchens niederlassend und den Blüthenkranz auf sein Haupt drückend, indem er seine Blicke fast scheu in der Gegend herumstreifen ließ.

„Wer hindert Dich denn daran?“ fragte die schöne Maid. „Bist Du ein fauler Bärenhäuter, der die Strahlen der Morgensonne nicht vertragen kann?“

„Mein Kind,“ erwiderte der Kabe, „es gibt Tage im Leben, an denen man den hellen Sonnenstrahl zu vermeiden sucht, weil —“ er hielt inne, und blickte wieder um sich, als fürchte er Lauscher in den Büschen des Waldes.

„So bist Du ein Flüchtiger, Verfolgter?“ fragte Sibussa.

„Verfolgt, flüchtig, nein!“ entgegnete der Jüngling, „das bin ich noch nicht.“

„So bist Du ein Leibeigener,“ fuhr das Mädchen fort, „ein Diener Deines Herrn, der ohne dessen Willen den Jagdspeer nicht schwingen, der Morgensonne nicht in's Antlitz sehen darf?“

Der Jüngling schwieg, und ein düsterer Zug malte sich wie eine vorüberziehende schwarze Wolke auf seiner hohen Stirn.

„Du hast recht,“ sagte er nach einer Pause, „ich bin der Kabe im Käfig, ich bin ein Leibeigener, ein Diener meines Herrn, der ohne dessen Willen der Morgensonne nicht in's Antlitz schauen darf — und dennoch suche ich sie, diese Morgensonne, und werde sie finden

in diesen Wäldern, wo es Niemand vermuthen wird, daß der Rabe nach der Sonne zu fliegen wagt . . .”

Libussa's schöne Augen leuchteten bei diesen Worten. Das Kind der Natur hielt sich in seiner kindlichen Einfalt für überzeugt, daß Frühlingsblüthen der Liebe, die aus ihrem Herzen aufschossen, auch im Herzen des Erwählten aufgekeimt sein müßten.

Ihre runden Wangen erglühten jetzt vom reinsten und hellsten Purpur, sie fühlte sich geliebt — aber sie wagte das schöne Auge nicht emporzuschlagen.

„Du solltest Deiner Sonne sagen,“ lispelte sie jetzt in leiseren, von Befangenheit allmählig erstickten Lauten, „Du solltest Deiner Sonne sagen, daß Du sie suchest, daß sie Dein Leben erhellen müsse, daß Du ohne sie nicht athmen — — —“

Die schöne Jungfrau konnte nicht weiter sprechen, denn das Herz drohte ihr zu springen, und leise Perlen traten auf die Wimpern ihrer dunklen Augen. —

„Das will ich, das werde ich,“ rief der Jüngling mit Feuer, „so wahr edles Blut in meinen Adern rollt, aber jetzt ist es noch nicht an der Zeit, denn ich muß erst von ihren Lippen hören, daß sie mich liebt. —“

„D zweifle nicht,“ fiel das Mädchen mit dem Ausdruck der heftigsten Leidenschaft ein, „seit sie Dich sah —“

Der schöne Jäger blickte dem Mädchen verwundert in's klare Auge.

„Mädchen,“ — rief er, „sprichst Du wahr?“

Libussa schlug das Auge zu Boden, sie konnte nicht antworten, aber das Klopfen ihres Herzens tönte hörbar.

Der Jüngling hielt ihre zitternde Hand in der seinen, er wollte wieder zu ihr reden von seiner Familie — aber jetzt hatte er sein Auge zur Seite geworfen auf die Stelle, wo der grüne Teppich der Wiese in den Wald mündete. — Ein seltsamer Zug von Beklommenheit trat auf sein Antlitz.

„Mädchen,“ rief er, mit halb unterdrückter Stimme, „wenn sie Dich fragen, wer mit Dir sprach, so sage ihnen, Dein Bräutigam, der Rabe, der Bergschütz vom Rosenberg — hörst Du Libussa?“

Mit diesen Worten war der schöne Jäger rasch auf der andern Seite des Forstes im Dickicht verschwunden.

Libussa aber stand sprachlos von dem Eindrucke des Augenblickes und blickte dem Entschwundenen nach — sie verhörte im seligen Entzücken des Augenblickes den rauhen Ruf einer Männerstimme, welche jetzt in ihren Ohren schallte.

„Wer war der Mann der mit Dir sprach, Dirne?“ lautete die Anfrage eines bis an die Zähne bewaffneten

Mannes, welcher in ein Jagdkleid von dunkler Wolle gehüllt, nebst einem kleineren Gefährten vor dem Mädchen stand.

Libussa schaute auf. Sie blickte den beiden Männern starr in's Gesicht — beide schienen Waffenträger oder Jäger der Herren von Rosenberg zu sein, denn sie trugen die Rose auf ihrem Koller.

„Wer war der Mann, der mit Dir sprach?“ — donnerte dem Mädchen der eine dieser Männer wieder zu. Libussa faßte sich jetzt.

„Nun wer wird es sein,“ sagte sie, einen gleich rauhen Ton annehmend. „Mein Bräutigam, der Kabe war es, der Bergschütz vom Rosenberge, den ihr wohl kennen werdet, wenn ihr Rosenberger seid!“

Der Mann blickte ihr zweifelnd in's Auge.

„Redest Du wahr, Dirne?“ fragte er wieder.

„Es ist ziemlich einerlei was uns die Dirne sagt,“ fiel der andere ein, „wir haben ihn jedenfalls schon entspringen lassen und wissen nicht einmal die Seite genau, wohin er entsprang.“ Dann wandte er sich zur Jungfrau, „Sag', Mädchen, bei Deinem Leben,“ rief er, sein Messer zückend, auf welche Seite entsprang Dein Kabe?“ Libussa deutete mit der schönen Hand nach der entgegengesetzten Waldseite von jener, wohin der Kabe ent-

flohen war. Ohne sie weiters eines Blickes zu würdigen, entfernten sich die beiden Männer, dahin. — — —

Acht Tage waren nach diesem Vorfalle im Walde, nächst dem Eremitenkloster, verstrichen.

Libussa, das arme, liebeskranke Mädchen, war an jedem Morgen, war an jedem Abende in der Waldgegend auf der Rasenstelle unter der Eiche gewellt, um den Gegenstand ihrer ersten reinen Liebe, „den Raben“ zu erspähen.

Er kam nicht.

Libussa durchirrte mit der ihr eigenen Leichtigkeit einer gewöhnten Waldläuferin den Forst nach allen Richtungen, sie sandte ihr wohlklingendes Lied zu den rauschenden Wipfeln der Fichten und Tannen. — Aber ihr Bräutigam „der Rabe“ kam nicht.

Jetzt hielt sie ermattet vor einer himmelhohen Wand, welche die Fluthen der Urzeit gebildet hatten, indem sie Steine auf Steine thürmten und so ein Gebäude aufführten, stärker als Menschenhand es jemals hätte zimmern können. Senkrecht starrte diese natürliche Mauer empor und auf ihrer wohl zwanzig Ellen hohen Fläche konnte man den Forst, soweit er sich in die Berge hinabstreckte, erschauen.

Aber schneller als die Eichelke, welche den im Winde schwankenden Wipfel des hohen Riesenbaumes

erjagt, war Libussa, das kraftvolle Naturkind, auf den ersten, zweiten und dritten Stamm geklettert, um vom hohen Moosfütze der Steinwand nach dem geliebten Gegenstand, nach ihrem Bräutigam, dem Raben, zu spähen . . . Und siehe, die Liebe, die Ströme übersetzt, und Berge erklimmt, hatte dießmal nicht fruchtlos sich abgemüht — — hoch oben am Steintische erblickte Libussa auf der andern Seite den „Raben“ ihren Bräutigam, aber nicht allein. — — Ihr Auge flammte, ihr ganzer Körper zitterte, sie mußte sich an der Kante des Steines festhalten, um nicht herabzusinken — denn sie sah mit schwimmenden Augen den Liebling ihrer Seele auf den Knien vor einem holden Mädchen, deren dunkler ebenmäßiger Kopf sich auf den Jüngling niederbeugte und deren Lippen die seinen zu berühren schienen.

Libussa hielt den Athem zurück, und lauschte dem Gespräche der Beiden. Sie glaubte das süße Wort „Katharina“ zu vernehmen, welches der Name des engelshönen Mädchens im prachtvollen grünen Jagdkleide zu sein schien, zu dessen Füßen der Rabe lag. Deutlich hörte Libussa wie der Rabe der schönen Katharina seine Liebe betheuerte.

Ein Wehlaut der tiefgekränkten Liebe entfuhr Libussen's bewegter Brust.

Die beiden Liebenden hatten ihn vernommen, sie

blickten um sich, aber sie nahmen Libussa nicht wahr und als das Mädchen mit dem Gefühle der bittersten Enttäuschung im gebrochenen Herzen auf der andern Seite der Steinwand hinabkletterte, um die Nähe des treulosen Bräutigams zu fliehen ehe er sie bemerkte, da war auch dieser und die schöne Jägerin, welche an seinem Herzen gelegen hatte, im Innern einer tiefen Steinhöhle verschwunden, welche einen schmalen Durchgang auf die andere Waldseite bot, und rauhe Männerstimmen ertönten auf der andern Seite des Waldes. Hundegebell schallte voran, dann traten wohl vier oder fünf Männer aus dem Gebüsch auf die Moosstätte, wo Libussa mit thränendem Auge vor der Steinwand stand.

Der vorderste dieser Männer war eine stattliche starke Gestalt, mit einem dichten Barte; er trug einen kurzen Jagdrock von grauem Loden, ein gewaltiges Schwert, und ein ungeheurer Fanghund schritt an seiner Seite. Hinter ihm aber ging mit flammendem Gesichte, in dessen Zügen Zornesblitze herumschossen, — Libussen's Vater.

Beide Männer hatten das Mädchen sogleich bemerkt, welches noch betäubt von dem Eindrucke der entdeckten Treulosigkeit, des von ihr mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe Umfaßten, auf den Knien in die Erde gesunken war und zu stolz, um dem Treulosen eine Thräne

nachzuweinen mit mühsam unterdrücktem Gefühle in lautlosem Schmerze vor sich hinstarrte.

Aber schon hatte sie der Vater erblickt.

„Hier,“ schrie er, „ist die ungerathene Dirne!“

„Schweigen!“ befahl sein vortretender Begleiter, dann zu Libussa gewendet: „Rede, Mädchen, wo ist der junge Ungar, mit welchem Du, wie man mir erzählt, tagelang in diesen Wäldern herumirrst?“

Libussa richtete sich jetzt ruhig empor. Ihr klarer Geist faßte sich sogleich, daß sie einen der unbekanntenen Verfolger des Raben vor sich habe, an welchen sie den Verräther dennoch nicht verrathen durfte.

„Ich kann Euch nichts sagen,“ entgegnete sie das Auge düster zu Boden senkend.

„Aber Dein Vater kennt Deine Neigung zu dem jungen Manne,“ sagte der Hochstämmige mit dem Jägerrothe, „Du kennst sicher seinen Aufenthalt, Dirne, und ich rathe Dir, ihn sogleich zu bezeichnen, wo Du nicht im Thurme der Feste Rosenberg dazu gezwungen werden willst.“

„Jetzt erhob sich die Tochter des Waldes stolz vom Rasen.

„Macht mit mir was ihr wollt,“ sagte sie mit fester Stimme, „ich kann nichts anderes sagen.“

„Aber der Ungar wurde auch von andern Jagd-

leuten in Driner Gesellschaft gesehen," sagte der Hochstämmige.

"Nun ja, wenn ihr den Raben meint, der sich meinen Bräutigam nannte," entgegnete Libussa.

"Da hört ihr es," rief Przemyslous, der Vater Libussen's, "ihren Bräutigam nennt sie ihn."

"Auf die bartbedeckten Lippen des Hochstämmigen trat jetzt ein leises Lächeln.

"Der Junge hat sich mit der Dirne einen Jugendscherz erlaubt," sagte er, "Kind, der kann Dein Bräutigam nie werden, und Du wirst mir gerne sagen, wo ich ihn finde, wenn ich Dir sage, wer ich bin."

"Ihr," sagte Libussa, und die Thräne der weiblichen Eitelkeit trat auf ihre Augen. — "Wer seid Ihr denn, daß ihr meinen, — daß ihr den Raben so verfolgt?"

"Ich bin der König Georg „von Podiebrad" zubenannt," — entgegnete jetzt sanft der Hochstämmige, "und nun wirst Du mir wohl Rede stehen, wo mein vermißter Waffengefährte dein „Rabe" hingeflogen ist."

"Libussa warf einen langen Blick der Verwunderung auf den König — — —

"Ich weiß es nicht!" rief sie dann entschlossen, indem sie ihr Auge ängstlich zu dem Eingange der Höhle

richtete, durch welche der Rabe mit seiner schönen Flamme verschwunden war.

„Aber der Blick ihres Vaters war ihr gefolgt.

„Die Höhle müssen wir durchsuchen, königlicher Herr,“ sagte er.

„Doch wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte stellt sich Libussa vor den Eingang der Höhle.

„Hier ist er nicht!“ rief sie.

„Zurück, Dirne!“ donnerte ihr der Vater zu „oder mein Jagdmesser spaltet Dir Ungerathenen den Scheitel!“ er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Libussa schon von seinem blitzenden Jagdmesser in den Arm getroffen, vor dem Eingange der Höhle niederstürzte, während ihr Vater und der König in die Höhle eindrangen.

„Aber die Liebe ist mächtiger als der Schmerz. Das Mädchen sprang wieder auf und wand sich durch einen Seitenweg des Gestrüppes jener Stelle entgegen, wo der jenseitige Ausgang der Höhle in den Wald mündete. Dort stand der treulose Rabe mit Katharina seiner neuen Liebe unter dem Laubdache einer bergenden Eiche.

„Beide schienen für heute Abschied zu nehmen und dann verschiedene Wege aus dem Walde einzuschlagen.

„Der Rabe blickte jetzt auf — er sah Libussa, welche ihm von Weitem zuwinkte. „Der König!“ — rief sie und der Rabe und seine schöne Begleiterin entsprangen mit der Schnelligkeit von Rehen über Stock und Stein den jenseitigen Bergesabhang hinab. Libussa aber sank erschöpft vom Blutverluste und Herzleid an der Wurzel einer tausendjährigen Eiche nieder.

„Einer der schönsten Edelsteine in der Krone Böhmens war einst das Schloß Wissehrad, die Felsenstätte des böhmischen Löwen, außerhalb des Weichbildes der königlichen Stadt Prag.

„Gegen die Moldau hinab liegt sodann das berühmte Bad der Libussa.

„Oberhalb dieses Bades der Libussa befand sich um die Zeit des erzählten Vorfalles im Eremitenwalde bei Heuraffel ein mit seinem Salzburger Marmor getäfeltes Gemach, dessen graue Wände mit Waffengeräthen aller Art geziert waren, und über dessen eisenbeschienter Eichenthür das Wappen des Königreiches Ungarn mit den Landesfarben desselben hing.

„In diesem Gemache stand eine Woche nach der eben erwähnten Begebenheit im glänzenden Waffenschmucke eines ungarischen Edelmannes ersten Ranges, Lebensfrische auf dem schönen Antlitze und Muth in den blitzenden Augen — der Rabe.

„Ja, der Rabe war's vor welchem in mehr ehrerbietiger als zutraulicher Stellung ein unmässig großer Mann im schwarzen Waffenschmucke eines fränkischen Ritters stand. Der Rabe nannte ihn seinen Freund und Rathgeber le Noir.

„Der Freund und Vertraute des „Raben“ aber begrüßte diesen mit den Worten „Prinz“ und „Prinz Mathias.“ Der sich im Eremitenwalde bei Heusraffel „der Rabe“ nannte, hatte keine Ursache im Palaste des Königs Georg von Podiebrad am Wissehrad seinen echten Namen Corvinus zu verhehlen, denn dieser Name war von schöner und großer Bedeutung in der Geschichte seines Landes.

„Aber Prinz Mathias Corvinus konnte seinen Unmuth nicht verhehlen, wenn er sich thatenlos in die engen Zellen dieses Palastes verbannt fühlte.

„Als nämlich der junge Ladislaus, der älteste Sohn des Helden und Türkenbezwingers, Johann Hunyad, den Manen Ulrich's von Cilli, zu Stuhlweissenburg zum Opfer geschlachtet worden war, da hatte man den jüngsten Sohn, Mathias Corvinus, aus politischen Gründen, nach Guttenstein in die Umgebung Kaiser Friedrich IV. gebracht.

„Georg von Podiebrad, der Freund des Türkenbezwingers, hatte vom Kaiser seine Freilassung erbeten

und den jungen Ungar-Prinzen Mathias nach Prag geführt, wo er im alten Wissehrad gastfreie Aufnahme fand.

„Damals stand Mathias im blühenden Jünglingsalter, stolz wie ein Ungar, aber nicht offen und arglos, wie der edle Character dieser Nation — vielmehr mißtrauisch und trotzig, ein Unzufriedener mit seinem Schicksale, welches ihm noch keine Lorbeern auf dem Boden seines Vaterlandes ernten ließ, und ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit verurtheilte, von der Gnade des Böhmenkönigs zu leben.

„So kam es, daß Mathias, „der Rabe“, lange schon in seinem Innern die Sehnsucht nährte, den Hof des Königs, „des Löwen“, zu verlassen, — nur ein Band, ein gewaltiges, hielt den königlichen Sohn der Pusta am czechischen Hofe fest — die Liebe.

„Katharina, die Tochter Georgs von Podiebrad, war der Gegenstand der unbefiegbaren Neigung des jungen Mathias und die schöne Königstochter erwiderte, obwohl nur schüchtern, die Neigung des schönen Ungarn.

„Da war es aber wieder Politik, welche sich, wie nur zu oft im Leben, in die Herzensangelegenheit des künftigen Kronenträgers Ungarns mischte. —

„Ein fränkischer Ritter — Mathias nannte ihn seinen vertrauten Freund le Noir — bewachte, im Interesse der Gegenparthei des jungen Corvinus in Ungarn und im Auslande, die Schritte des thatendurstigen heranreisenden jungen Helden — er war es, der im Interesse derselben Parthei, der keimenden Neigung des Letzteren zur schönen Königstochter entgegenarbeiten mußte, denn eine künftige Verbindung des jungen Mathias mit dem Kronenträger Böhmens widerstritt geradezu den Plänen jener ungarischen und fremdländischen Parthei, welche den Sohn des Türkenbezwingers vom ungarischen Staatsruder entfernt wissen wollte und ihm auch jenseits der Sevensen entgegenarbeitete.“

„Damals hielt Ulrich II. von Rosenberg auf den Schlössern dieser mächtigen Familie zu Krumau und Rosenberg Hof. Seine Schlösser umgab, wie heute noch dichter Wald, bewohnt von Wildbären und Wölfen.“

„Die Hofjagd bildete daher eine Hauptbeschäftigung der böhmischen Dynastie und der König fehlte, soweit er mit diesen in Frieden lebte, niemals, wenn er zum Waidwerk geladen war.“

„Das war's, was Mathias benützte, um zuweilen in den Hochforsten des südlichen Böhmens, wenn er den König dahin begleitete, seiner angebeteten Katharina zu nahen, ihr im Schatten des verschwiegenen Waldes im

Järgergewande entgegen zu treten, und mit dem ritterlichen Anstande des edlen Ungarn von seiner Liebe zu erzählen, welche die schüchterne Jungfrau im Innern feurig erwiderte, im Wort und Ausdruck aber kaum auszusprechen wagte.

„Auf einem dieser Jagdgänge hatte Mathias statt der sehnüchtig erwarteten schüchternen Königstochter Katharina, das kraftvolle und muthige Naturkind Libussa getroffen, — und wahrlich, hätte der feurige Ungar nicht mit der ganzen Kraft der ersten unverilgbaren Liebe, das Bild seiner angebeteten Katharina im Herzen getragen, — das dunkle Feuerauge der wunderholden Tochter des Waldes nächst der Eremitenkirche, würde ihn für immer angezogen haben.

„So kam es also, daß Mathias Corvinus von der Burg Rosenberg aus tagelang in jenen Forsten streifte, wo er Katharinen von Podiebrad zu begegnen hoffte, und Libussen so oft begegnete, bis der König durch das öftere Verschwinden des jungen Mathias und durch die Winke des fränkischen Ritters aufmerksam gemacht, selbst die Wälder nächst dem Eremitenkloster in Heuraffel betrat und wie erzählt, Zeuge von der entschlossenen Selbstverläugnung Libussens war, welche selbst im Augenblicke der schmerzlichen Enttäuschung ihrer Liebe den, der ihr Herz gebrochen hatte, nicht verrieth und ihm da-

durch die Möglichkeit bot sich dem forschenden Auge des Königs und seiner Begleiter zu entziehen.

„Aber voll des finstern Unmuthes und glühenden Grolles stand jetzt Mathias Corvinus in seinen Wohnzimmern auf dem Wissehrad und hörte den gleichförmigen Worten seines vermeintlichen Freundes, des fränkischen Ritters le Noir, zu. Mathias hatte seit längerer Zeit keine Nachricht aus seinem Heimatlande Ungarn erhalten. Vor ihm lag auf einem Tische das letzte Schreiben seiner Mutter, welches in räthselhaften Ausdrücken von seiner künftigen Sendung als Lenker der Geschicke seines Vaterlandes und von dem Glücke sprach, das er an dem Hofe des böhmischen Königs finden würde.

„O des großen Glückes!“ rief der Jüngling mit wilder Ironie, „des Glückes, der Gefangene eines Königs zu sein, welcher sich nicht entblödet, den sogenannten Gast seines Hofes bis in die einsamsten Wälder des Landes zu verfolgen, und zu bevormunden. Könnte ich doch, wie ein Horymir von Neumatel mit seinem Rosse, mit einem Sprunge über die Mauer setzen, um unaufgehalten meinem Vaterlande zuzuflihen!“

„Ihr kämet doch zu spät, mein Prinz,“ entgegnete mit einem seltsamen Lächeln sein Vertrauter, der fränkische Ritter. „Schwört mir bei dem Andenken Eures

Vaters, daß Ihr mich nicht verrathen wollt, so will ich Euch Dinge mittheilen, welche Euch über die wahre Stellung an diesem Hofe aufklären und hinter dem Glanze mit dem man Euch umgibt, die Wahrheit zeigen werden.“

„Das Wort der Verschwiegenheit bis zum Tode war von Seite des Prinzen rasch gegeben, und le Noir wies jetzt demselben ein Schreiben aus Ungarn vor, worin deutlich ausgesprochen war, daß König Georg von Podiebrad sich selbst um die erledigte ungarische Krone bewerbe; und daß man in Ungarn wohl wisse, er halte den Sohn des großen Hunyad nur deshalb in Prag gefangen, damit ihm dieser in den Bewerbungen um Ungarn's Krone nicht im Wege stehe. — Das Schreiben schloß mit der ernststen Mahnung: „Matthias Corvinus, der Sohn des Türkenbezwingers, möge doch die Jagdausflüge in das westliche und südliche Böhmen benützen und auf einem derselben entfliehen, um in Ungarn seine Rechte auf die Krone dieses Landes zu vertheidigen und mit den Waffen in der Hand des Ruhmes seines großen Vaters würdig zu werden.“

„Der junge Rabe starrte mit glühenden Augen auf das Papier — ja! das waren Worte, die in seiner Seele geschrieben standen, und wenn er bisher keinen der Jagdzüge nach dem südlichen Böhmen zur Flucht be-

nützt hatte, so war es nur das Band der Ehre, welches ihn an die Person des Königs knüpfte, und ihm eine feige Flucht aus dessen Hause, wo nicht schimpflich, doch hinterlistig erscheinen ließ; jetzt aber, da er hörte und las, und mit eigenen Augen las: daß Georg Podiebrad selbst nach der Krone Ungarns strebe, somit unredlich und hinterlistig gegen den an seinem Hofe gefesselten Gast des Hauses handle, jetzt war dieses Band zerrissen, und Flucht, Flucht und wieder Flucht vom Wissehrad nach Ungarn war der einzige Gedanke der im Gehirne des jungen Corvinus noch Raum hatte.

„Aber Katharina? — sie war dann für den jungen Helden Ungarn's verloren; denn nie durfte Mathias dann hoffen, die königliche Jungfrau wieder zu sehen . . . Ehre und Liebe zu seinem schönen Vaterlande und stille Liebe zur schönen Katharina von Podiebrad kämpften in seinem jugendlichen Herzen.

„Mathias Corvinus schwankte — schwankte aus heißer Liebe zur schönen Katharina. — Aber le Noir der fränkische Ritter, dessen Augen den leidenschaftlichen Bewegungen des Jünglings gefolgt waren, hielt ihm noch einmal das verhängnißvolle Papier, den Brief aus Ungarn vor das Angesicht. — Da siegte das edlere Gefühl des Jünglings. Er hatte so oft in das ruhige klare Auge des edlen Königs geschaut, er erinnerte sich,

mit welcher Milde und wahrhaft väterlichen Güte ihn dieser behandelt und wie er selbst seine Verweise stets sanft und schonend ertheilt habe.

„Nein! nein!“ rief er, „einer solchen Tücke und Arglist ist Georg von Podiebrad nicht fähig; edel ist sein Character und eher würde er mir zehnmal mit dem Schwerte entgegen treten, und mir die Krone meines Landes im ehrlichen Kampfe entreißen, ehe er einen einzigen Flecken des Verrathes und der unmännlichen Hinterlist auf seinem Wappenschilde dulden würde; — noch vor einem Monate, ehe wir die Jagden auf dem Rosenberger Gebiete begannen, nannte er mich den künftigen König von Ungarn und Podiebrad's Worte waren nie leerer Schall. — in's Feuer daher mit diesem Briefe, er ist falsch, wie die Hand, die ihn geschrieben hat!“

„Ein feines Lächeln des fränkischen Ritters war die Antwort.“

„Prinz,“ sagte er leise, „darf ich mir von Euch die Gnade erbitten, Euch heute um die sechste Stunde des Abends in dem Hause bei der Fürstengruft erwarten zu dürfen?“

„Was sinnst Du wieder?“ fragte Prinz Matthias.

„Euch die Ueberzeugung zu verschaffen, von dem,“ entgegnete der Ritter kalt, „was Ihr jetzt nicht glauben wollt.“

„Mathias Corvinus schwieg, und stieg nachdenkend und langsamen Schrittes die Wendeltreppe hinab, um einen Ritter's Freie zu thun, denn die widersprechendsten Gefühle drohten sein Herz zu zersprengen.

„Unterhalb des Wissehrad's liegt die sogenannte altböhmische Fürstengruft ¹⁾.

„Dort erwartete le Noir, der Ritter, den jungen Mathias Corvinus um die sechste Abendstunde — und Mathias ließ auf sich nicht warten. Pünktlich bog er

¹⁾ Die auf Libussa folgenden vordynastischen Herzoge, Przemysl, Nezamysl, Mnata; Wuylaw, Keresomysl, Melan und Hostiwit, sollen in einer besondern Grabstätte (welche dann den Namen des Fürstengrabes erhielt) an der Nordseite des Wissehrad, am rechten Ufer des Baches Botitsch (potucek), an jenem Orte der gegenwärtigen Spitalgasse, begraben worden sein, wo jetzt das geräumige Haus Nr. 415 steht, an dessen Vorderseite die Bildnisse der Herzoge Przemysl, Nezamysl, Mnata, Wogen und Keresomysl, bemerkbar waren, so sprachen Dobner und Schaller; gegenwärtig sind aber nur die vier ersteren sichtbar, dann Herzog Bratislaw und der heil. Wenzel. Doch wurde auch darüber schon vor geraumer Zeit mit Recht bemerkt, daß außer Sagel kein einziger Chronist jenes aus vielen Ursachen ganz unwahrscheinlichen Fürstengrabes gedenkt.

um die bestimmte Zeit mit seinem Rosse um die Ecke, gab dies dem Leibdiener zur Versorgung und stand jetzt neben dem fränkischen Ritter, seinem Vertrauten. Dieser führte ihn nun um die Ecke der Fürstengruft auf Umwegen gegen den finstersten Theil der Burg, wo sich von einer Stelle die Aussicht auf das kleine Thor bot.

Jetzt blieb le Noir stehen, und deutete ohne ein Wort zu sprechen, mit seinem eisenbeschienten Finger auf eine kleine Pforte, welche sich neben dem Thore aufthat.

„Prinz!“ — fragte er, — „wen seht Ihr dort eintreten?“

Mathias richtete seine schönen Augen auf die bezeichnete Stelle und eine Flammenröthe stieg auf seine Wangen empor.

„Fürst Gara!“ rief er.

„Ja,“ entgegnete triumphirend der Ritter, „er ist es, Fürst Gara, der große Magnat Ungarns, und die beiden Männer mit den Dolmans an seiner Seite sind gleichfalls vom magyrischen Vollblute, sie sind auf den Wissehrad gekommen, als Gesandtschaft ihrer Nation, um dem König Georg Podiebrad die Krone Ungarns zu Füßen zu legen, und Euch mein Prinz dieselbe für immer zu entwinden. . . . nun Prinz was denkt Ihr jetzt von Georg Podiebrad's Plänen wieder Euch?“

Da riß der Prinz wüthend die goldene Kette, welche er, ein Geschenk des Königs, am Halse trug, herab — „Keine Nacht mehr in dieser verrätherischen Burg! —“ rief er, „da — bring' diese Kette dem meineidigen Könige und sag' ihm, daß der Sprosse des edelsten ungarischen Stammes, daß Mathias Corvinus, dem böhmischen Thronräuber mit dem krummen Säbel in der Faust entgegen treten und sein väterliches Erbe aus den Krallen des gleißenden Löwen zurückfordern werde? Fort! fort! nach den freien Steppen, wo mir kein böhmischer Verrath auf den Fersen sitzt!“

Aber der Ritter le Noir hielt den enteilenden Jüngling zurück.

„Prinz,“ rief er, — „wollt' Ihr Euch selbst verderben? Eure Flucht würde, da man Euch in einer Stunde zur Abendtafel erwartet, sogleich entdeckt werden, Eure Aufgabe als einstiger König Ungarns, ist nicht bloß Tapferkeit und schrankenlose Kraftäußerung, sondern auch Klugheit.“

Mathias blickte dem vermeintlichen Freunde starr in's Auge — „darum,“ fuhr dieser fort, „nur noch drei Stunden — inzwischen schnüre ich unsere Sättel, halte Roß und Knappen bereit unterhalb des Felsens des Libussabades, und wenige Minuten nach der Abendtafel, wenn der König Euch in Eurem Schlafgemache vermu-

thet, traben wir dem südlichen Böhmen zu und gewinnen, während die Lampe in Eurem Zimmer brennt, und Eure nächtlichen Studien verkündet, so viele Stunden Zeit, daß uns kein königlicher Leibtrabant mehr aus den böhmischen Wäldern herausfinden soll. In wenigen Tagen breitet sich Ungarn's Pustta vor unseren Blicken aus, und mit dem Schwerte in der Hand, mit der schwarzen Legion der Rache wird Euch Katharina von Podiebrad wieder sehen, als Helden."

"Genug, so sei es!" rief begeistert der Jüngling, der am Hofe Georg Podiebrad's, wie ein Kind des eigenen Hauses gehalten, jetzt kein Dankgefühl, keine Ehrfurcht mehr für seine Wohlthäter, der nur Haß und Ehrgeiz in seinem Herzen nährte, und nur mehr auf Rache gegen den verrätherischen König, den Räuber seines ungarischen Kronerbes sann.

Aber sanft und ruhig klangen die Worte, welche jetzt von der Seite her dem jungen Prinzen in's Ohr schallten. Sie boten den Abendgruß, und kamen aus dem Munde zweier junger Freunde des Prinzen; — Heinrich und Victorin, die Söhne des Königs Georg Podiebrad waren es, welche den jungen Mathias zur Abendtafel zu holen kamen.

Aber nur mit düsterem Schweigen und finster vor sich hinblickend, folgte Mathias den beiden Söhnen des

Königs die lange schmale Treppe in das Schloß hinauf, düster und schweigend trat er auch in den weiten Wappensaal des Königs, welchen statt der gewöhnlichen Ahnenbilder, Scenen aus der altböhmischen Geschichte, Prjsaha Samovi, der Schwur des Samo, Wolenj Kerku za Saudci, die Wahl Prok's zum Richter, Wolenj Libussa za Knezna, Libussens Wahl zur Fürstin Wlasti Slava, des Landes Ruhm und viele andere Gemälde zierten.

An einem einfachen Tische von Tannenholz, auf welchem das gewöhnliche ebenso einfache Mahl des Königs, Brot mit Wildpret neben dem steinernen Krüge mit Meth vorgerichtet war, saß im linnenen Waffensrocke Georg Podiebrad; neben ihm standen zwei Stühle, auf welche sich seine Söhne niederließen; ein dritter, dicht an der Seite des Königs angebracht er etwas höher stehender Sitz stand leer.

Mathias Corvinus, finster und in sich gefehrt, wollte seinen gewöhnlichen Sitz neben den Prinzen des Hauses einnehmen; aber der König winkte ihn in seine Nähe und wies ihm den erwähnten höher stehenden Stuhl zu seiner Linken an. Wäre Mathias nüchternen Sinnes gewesen, so hätte ihm dieser Umstand auffallen müssen, aber er erwachte aus seinen düstern Träumen nicht früher bis König Georg ihn bei der Hand faßte.

„Nehmt heute bei mir Platz, mein Sohn,“ sagte dieser ruhig und mit ausdrucksvoller Stimme; „aber warum so verdrießlich und traurig, mein Sohn?“ — Mathias schwieg und blickte finster zur Erde.

„Nun,“ sagte der König, „hat mein Sohn Mathias keine Antwort für seinen königlichen Vater?“

„Ein Gefangener,“ entgegnete jetzt Mathias — und ein Zug äußerster Bitterkeit und Gereiztheit lief über seine Stirne — „ein Gefangener kann unmöglich fröhlich sein.“ —

„Seit wann,“ rief der König sich emporrichtend, mit starker Stimme, „seit wann dünkt sich Mathias im Hause seines Vaters ein Gefangener zu sein?“ —

Keine Antwort. — Eine Pause der entsetzlichen Beklemmung für den jungen Corvinus folgte — er fühlte, daß die Sache jetzt auf die Spitze gelangt sei, daß es zwischen ihm und dem Könige zum ernstesten Wortkampfe gekommen, daß er offen den Handschuh aufnehmen müsse, welchen der offene, redliche Georg von Podiebrad ihm vor die Füße warf.

In seinem Herzen glühte es wie Lava eines berstenden Vulkans — seine schöne gewölbte Brust hob sich, er rang nach Worten — der Ungar mußte dem Böhmen, der Böhme dem Ungarn Rede stehen in diesem entscheidenden Augenblicke.

Es war der Augenblick der losbrennenden Mine — aber siehe, auf das mannhafte Antlitz des Böhmenkönigs trat jetzt ein sanftes Lächeln — er trat auf Mathias Corvinus zu, und sagte zutraulich die leise zitternde Rede des kampflustigen Jünglings. „Seid fröhlich, Mathias,“ sagte er, „verscheucht diese Falten von Eurer jungen Stirne, wißt Ihr doch, daß Georg Podiebrad nichts Arges hinter seinem unbesleckten Wappenschilder duldet, klar und offen wie meine Seele sei daher auch heute meine Sprache zu Euch; wißt denn, mein junger Freund, ich habe gute Nachricht für Euch; Eure Nation hat einen neuen König erwählt.“ —

Mathias zitterte bei diesen Worten auf — Todtenblässe wechselte mit der Glühröthe seines Antlitzes.

„Hat einen neuen König gewählt,“ fuhr Georg fort, „und mir dieß kund gethan, er möge mir ein guter Nachbar und Freund werden!“ — Jetzt ergriff der König den eisernen Pokal mit seinem Familienwappen voll süßen Methes und schwang ihn hoch über seinem edlen Haupte: „Es lebe,“ rief er mit starker Stimme, „es lebe der neue König von Ungarn, Mathias Corvinus, hoch!“

„Er lebe hoch!“ riefen die beiden Prinzen, „er lebe hoch!“ tönte es von der Vorhalle herein, und durch die aufspringende Saalthür traten die Gesandten Ungarns,

an ihrer Spitze Fürst Gara ein, um dem Prinzen die Hul-
digung Ungarns zu Füßen zu legen. —

Mathias Corvinus wußte nicht, ob er träume oder ob Alles große, schöne Wirklichkeit sei, was in seiner Umgebung vorging — seine Blicke leuchteten wie die Sterne des Südens, aber sie leuchteten noch mehr, als der König jetzt abermals seine Hand faßte, ihm freundlich in's Auge blickte und auf eine entzweigehende Nebenthür hinwies.

„Damit der König von Ungarn,“ sagte er lächelnd, „sich seines Bundesgenossen auch in seiner Heimath er-
innere, so nehme er den schönsten Theil aus meinem Hause weg.“ —

Und König Georg führte dem freudetrunkenen, künftigen Könige Ungarns die schöne Katharina, Prinzessin von Böhmen, jene liebliche Jägerin, mit welcher Mathias in den Wäldern bei der Eremitenkirche die ersten Worte der langgekeimten Liebe gewechselt hatte, entgegen.

Wie ein Träumender stand Mathias Corvinus, der Glückliche im Kreise der Huldigenden; die Freude und Ueberraschung drohte ihm die Brust zu zersprengen, aber schon äußerte sich die Staatsklugheit des künftigen Königs, er fühlte wohl, daß er undankbar an seinem Wohlthäter gehandelt habe, dem er heute noch hatte entfliehen wollen; aber er verbarg die innere Scham über

seinen riesenhaften Irrthum meisterlich und nur inniger Dank und Worte der heißesten Liebe strömten über die Lippen des neu erwählten Königs von Ungarn, des glücklichen Bräutigams Katharina's von Podiebrad.

Wer beschreibt die Fröhlichkeit der Feste, welche diesem schönen Abende folgten. —

Der alte Wissehrad konnte in den nächsten Wochen die Gäste nicht fassen, welche von verschiedenen Städten und Burgen des Reiches, das junge Brautpaar zu beglückwünschen, kamen.

Nur Einer hatte sich gleich einem Judas Ischariot aus diesem Kreise der Freude davon gestohlen — Venoir, der fränkische Ritter; die Pläne seiner Sender in Ungarn und Frankreich hatte jener glückliche Abend mit einem Schläge vernichtet. —

Es war die schönste Sommernacht noch nicht vollends heraufgegangen als der junge König Ungarns mit seiner reizenden Gemahlin auf leichtem Rachen an dem hohen Wissehrad vorbeischwamm. — Der uralte Begleiter der Liebenden, der „silberne Mond“ verklärte die Gegend ringsumher zum magischen Bilde und wie mit Silberstreifen überzogen, traten die Ranten des mächtigen Felsens den Schlafenden entgegen. Die Natur selbst schien ein bräutliches Festkleid angezogen zu haben, um dem

jungen Könige Hungariens und seiner Erwählten zu huldigen. —

Sanfte Klänge des Hornes schwammen durch die lauen Lüfte und in unnennbarer Seligkeit der beglückten Liebe ruhte Mathias Corvinus am Herzen seiner schönen Gemahlin. —

Jetzt schwamm der Kahn an dem gespaltenen Felsen vorbei, den die Sage das Bad Libuffens nennt.

Da leuchtete das Auge der jungen Königin — sie hatte einen Kranz von Tannenreisig und Waldblumen wahrgenommen, welchen irgend eine freundliche Hand für das junge königliche Paar selbst an dieser ungangbaren Felsenstelle, offenbar als Zeichen der Huldigung, aufgerichtet hatte.

Ein bittender Blick — und Mathias Corvinus ließ den Kahn näher rudern und sprang kühn und rasch, wie er gewohnt, auf die hervorragende Felsenkaute, um den Kranz für seine königliche Gemahlin zu holen; — aber was war's, das seine Hand jetzt zittern machte und seinen Fuß starren, daß er nicht mit derselben Schnelligkeit und Gewandtheit in den Kahn zurücksprang, sondern den halbverwelkten Kranz wohl eine Minute lang sinnend betrachtete? — ein Furchband von rother Wolle war's, welches den Kranz umwand; Mathias las die eingewirkten Worte:

„Der Rabe hat den Kranz zerrissen, den die Liebe ihm gewunden hat, Libussa liegt zu den Füßen des königlichen Herrn und wäscht in ihrem Bade die Schuld der Liebe ab, welche ihr Herz gebrochen.“

Den Händen des jungen Königs entfiel der Kranz — schweigend kehrte er in den Kahn zurück — „der Kranz ist weß geworden,“ — antwortete er auf die Frage seiner jungen Gemahlin und schweigend kehrte er in die Burg zurück.

Als aber über seine Veranlassung in nächster Nacht Fischer des Moldau-Ufers die Klust des Libussabades hinabstiegen, da fanden sie am untersten Grunde die schöne Leiche der Tochter des Waldes Libussen.

Sie fand ein Grab unweit der Felsenburg Wissehrad und ihr Todtenopfer war: die erste männliche Thräne, welche im Auge des künftigen Helden Ungarns Mathias Corvinus glänzte, als er mit seiner jungen Gemahlin, aus Böhmen scheidend, an jener Stätte vorüberschritt, wo die Tochter des Waldes ruhte. — —

So erzählte die Gräfin Orsini ihrer Tochter.

„Und so,“ schloß sie ihre Erzählung, „so, meine Tochter, wie der fränkische Ritter in der schwarzen Rüstung einst den Apfel der Zwietracht zwischen den biedern Böhmer-König und den jungen Herrscher Ungarns zu schleudern bemüht war, so schreitet er auch jetzt auf blu-

tigen Sohlen leise durch die Fluren Italiens und tritt dort und da in seiner wahren Gestalt hervor bis er endlich nach vollendetem großen Vernichtungswerke die Selbstständigkeit unseres Volkes vernichten und als Meinherrscher auch auf der Halbinsel Italien, sein Brennusschwert in die Wagsschale des Völkerrechtes werfen wird. — Und siehe, meine Ghiraldina, in unserem Besizthume schleicht dieser schwarze Mann in der Person eines falschen Engels herum, der mit seinen Künsten Dein junges Herz bestrickt und sein einstiges zufälliges Zusammentreffen mit uns auf dem sturmbewegten Spiegel des Weltmeeres im Teifun nun benützt, um sich für die Pläne seines Imperators hier ein Feld zu verschaffen und, um es mit einer Silbe auszusprechen: den Spion Buonapartes zu machen, der vielleicht ahnt, was hier gegen ihn vorbereitet wird, — — und was ich bisher auch Dir nicht mittheilte.“ —

Die Gräfin Orsini hielt hier inne, das Auge ihrer Tochter ruhte auf ihren Lippen; nach einer Pause fuhr die alte Gräfin fort:

„Ich habe Dich im Bilde durch meine Erzählung gewarnt, mein Kind, die Tochter der Gräfin Orsini, deren Vorfahren einst auch in Böhmen lebten darf sich von dem fränkischen Ritter nicht länger umgarnen lassen; ihm einfach die Thür zu weisen, wäre unklug und hieße

unsere Pläne, die ich Dir jetzt nicht entdecken darf, vor der Zeit verrathen; sich unscheinbar seinem Zauberkreise entziehen, gebietet die Vorsicht; darum meine Tochter, Du wirst reisen und in wenigen Tagen nach den Karpathen zu meinem Vetter, den Grafen abgehen.“ —

Bianca Gräfin Orfini hielt hier wieder inne — und erhob sich von ihrem Sitze, um in den Park hinauszutreten.

Schweigend folgte ihr Ghiraldina, in ihrem Auge zitterte eine große Thräne, welche zu sagen schien: „stärker als die Stimme der Mutter ist der Herzschlag der Liebe — — Mutter! Mutter! ich kann nicht reisen!!“

Die goldene Myrthe.

Am 18. März des Jahres 1805 hatte Kaiser Napoleon im Senate zu Paris erklärt, daß er den Thron Italiens bestiegen habe. „Wir haben die Krone der alten Lombardie angenommen,“ hatte er gesprochen, „und werden sie auf unser Haupt setzen, um sie fester und stärker zu machen, damit sie in den Stürmen nicht zertrümmert werde, von denen sie ohne Unterlaß bedroht sein wird, bis das Mittelmeer zu seinen natürlichen Zuständen zurückgekehrt ist.“ —

Gegen Ende Mai wurde seine Ankunft in Mailand erwartet, wo er aus den Händen des Cardinals Caprara die alte eiserne Krone der lombardischen Könige, welche einst Karl der Große getragen, empfangen hatte; dann sollte auch die bereits erfolgte Ernennung seines Stief-

sohnes des jungen Beauharnais zum Vize-König von Italien öffentlich verkündigt werden.

Die alte Kokette, welche sich täglich im Spiegel der Seine beschaut und bald mit den Handschellen der Revolution angethan ist, bald in den goldenen Fesseln des Kaiserthumes prunkt; das große Babel unseres Jahrhunderts, das gewaltige Paris lag damals in Stauen und Ehrfurcht aufgelöst zu den Füßen ihres Abgottes Napoleon.

Im Herzen dieser Weltstadt, da wo der Palast emporragt, den das Genie eines Biskonti entwarf und das eines Lesuel ausführte, in dem großen Louvre mit seinen Facaden, Balkonen, Ballustraden, Fylastern, prunkvollen Säulengängen, stolzen Karyatiden und monumentalen Treppen voll harmonischen Einklanges im innersten geheimsten Kabinette, dessen graue Wände von der schwervergoldeten, in Form einer Kaiserkrone geflochtenen Ampel nur matt erleuchtet wurden, stand auf dem mit ähnlichen silbernen Kaiserkronen durchwirkten Blumenfußteppiche der Dictator des Jahrhunderts, Kaiser Napoleon Buonaparte der Erste.

Seine Hand ruhte auf dem Gefäße des kurzen Degen, den er an seiner Seite trug, sein Auge aber auf dem Munde eines jungen Mannes, welcher in die französische Staatsuniform gekleidet, an der Seite eines

älteren Herrn im gleichen Costüme stand, und dem Kaiser eben einen längeren Bericht erstattet hatte. Monsieur Eduard Lesebor war's, erster Sekretär der französischen Gesandtschaft am neapolitanischen Hofe, welcher an der Seite des alten Diplomaten Talleyrand stand, und dem Kaiser unter Anderem Bericht erstattete, daß, wie Seine Majestät gewünscht habe, am Hofe von Neapel die große Frage der Vermählung des künftigen Vice-Königs der Lombardie, des jungen Beauharnais, mit der königlich neapolitanischen Prinzessin Amalie zur Sprache gekommen sei.

„Und die Königin?“ fragte der Dictator gespannt.

„Antwortete auf meine Bemerkung: daß sie im Interesse ihres Hauses diese Verbindung begünstigen müsse,“ fuhr der junge Gesandtschafts-Sekretär fort, „antwortete einige Augenblicke lange nichts, — aber ein bitteres Lächeln schwebte um ihre Lippen; sie schien durch peinliche Gedanken bewegt zu werden; endlich brach sie das Schweigen und sagte mit Anstrengung: sie habe durchaus keine Einwendung gegen die Person des jungen Beauharnais, aber er bekleide noch keinen Rang in der Welt, wenn ihn später die Vorsehung zur Würde eines Prinzen erhebe, könnten auch wohl die Hindernisse beseitigt werden, welche jetzt einer solchen Verbindung entgegenstünden.“

Kaiser Napoleon hörte diesen Bericht seines Gesandtschafts-Sekretärs schweigend an; eine leichte Blässe zog über sein starres Antlitz.

„Diese Königin Karoline,“ sagte er kalt, „ist eine echte Tochter Maria Theresia's; sie fürchtet sich weniger von ihrem Throne herabzusteigen als den Stolz ihres Blutes zu verleugnen — die Zukunft wird lehren, ob sie diesen Stolz nicht bereuen wird.“

Dann winkte der Dictator — und der Gesandtschafts-Sekretär trat mit einer tiefen Verbeugung ab.

Jetzt warf der Kaiser einen flüchtigen Seitenblick auf das Tischchen vom weißen Carara-Marmor zu seiner Rechten. Dort spielten die langen Strahlen der silbernen Ampel am Plafond in dem schimmernden Blattgeflechte eines kleinen Myrthenkranzes, den die Hand des Künstlers aus hellem Golde zusammengesügt hatte.

„Die Thörin!“ rief Buonaparte jetzt mit Beziehung auf seine frühere Unterredung; „sie meint, weil die neapolitanische Amalie aus ererbten Stolze für den Stiefsohn des Volkskaisers zu groß gehalten wird, fände sich keine zweite Purpurgeborene mehr, welcher wir diese goldene Myrthe zusenden könnten — Talleyrand! lassen Sie den goldbetrefften Herrn eintreten.“ —

Die Thür des Cabinets wehte entzwei und ein stattlicher Mann im dunklen italienischen Staatskleide, mit

der Ordensdekoration des heiligen Januarius geziert, trat herein sich tief verbeugend. Es war der Marchese di Gallo, Gesandter von Neapel, am Hofe des Kaisers der Franzosen. Napoleon trat ihm einen Schritt entgegen. —

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen,“ sagte er, „um Sie zu ersuchen, Ihrer Regierung zu eröffnen, daß ich die Ernennung meines Stieffohnes Beauharnais zum Vice-König der Lombardie und zugleich seine Vermählung mit der Prinzessin Amalie Auguste von Baiern beschlossen habe.“ —

Dann wandte sich der Dictator zu seinem Minister des Auswärtigen.

„Talleyrand,“ sagte er, „sorgen Sie dafür, daß unsere Depesche heute Nachts nach München abgehe und daß ihr diese bereits vorbereitete goldene Myrthe beigelegt werde.“ —

Der Gesandte Neapels, von diesem außer allen seinen Combinationen liegenden Schritte des Kaisers der Franzosen auf das Höchste überrascht, stand, keines Wortes mächtig, wie eine Salzsäule vor dem Dictator und starrte jetzt in dessen eisernes Antlitz, jetzt wieder auf die goldene Myrthe, welche der Minister Talleyrand auf dessen Lippen ein diplomatisches Lächeln spielte, zwischen seine Fingerspitzen nahm, und dem dienstthuenden Kammer-

herrn im Vorzimmer übergab. — Die Audienz war hiermit geendet. . . .

Der Gesandte Neapels verbeugte sich bleich und schweigend — hätte es damals eine Verbindung zwischen Paris und Neapel durch den electricischen Telegrafen gegeben, Marchese di Gallo würde sofort den raschen Pulsschlag seines „diplomatischen Herzens“ augenblicklich dem Cabinete am Fuße des feuerschwangeren Vesuv's kundgegeben haben. . . .

Er hatte in seiner Ueberraschung auch nicht einmal das schadenfrohe Lächeln bemerkt, welches sich auf dem salben Antlitze jenes hageren Mannes malte, der ihn nach dieser kurzen Audienz im geheimen Cabinete des Kaisers ablöste.

Der Kaiser trat diesem, gleichfalls in die reiche, französische Staats-Uniform gekleideten Manne rasch entgegen.

„Nun, wie lauten Ihre Berichte von der Donau, Fouché?“ fragte er hastig.

„Sire!“ entgegnete der Polizeiminister sich verbeugend; „fast überall die alte Begeisterung der Nationen für ihre angestammte Dynastie; die Lehre, welche die Völker aus der Geschichte unserer Revolutionsperiode ziehen, macht sie vorsichtig und mißtrauisch gegen unsere Proklamationen.“ —

„Wir müssen unsere Adler fliegen lassen!“ rief der Dictator; „vom Erfolge hängt das Vertrauen ab; der Cäsar, welcher den Rubicon im Rücken hat, ist der Sieger Rom's! — Aber, sagen Sie, Fouché, haben Sie auch das Terrain Ihrer Operationen genau studirt? — Ich will im nächsten Augenblicke losschlagen; — Italien, so gut als Deutschland und ohne Zweifel auch die Felder, wo ein Attila begraben liegt, werden der nächste Schauplatz meiner Thaten sein — haben Sie durch verlässliche Agenten diesen Kampfplatz sondirt?“

Der Polizeiminister lächelte und zog eine kleine Karte aus seinem Portefeuille, die er auf dem Marmortisch, vor dem Kaiser ausbreitete.

„Hier ist das Netz, Sire,“ sagte er, mit dem Zeigefinger auf die Karte deutend, „welches meine Leute gezogen haben, um das Feld zu vermessen, auf welchem ihre Herren' kampiren werden. Von der Pregel an bis zum Balcan und von der Charybde bis zu den Kanonen von Gibraltar gibt es keinen Punct, den Ihr Polizeiminister, Sire, nicht in's Auge gefaßt hätte.“ —

Der Kaiser blickte wie prüfend auf die Charte. . . .
„Und was deuten die rothen Puncte da?“ fragte er.

„Das sind jene Sammelpuncte,“ berichtete der Polizeiminister, „welche einer besonderen Beachtung bedürfen, weil dort jene Clique sich conzentrirt, welche ge-

gen Sie, Sire, und Ihre steigende Macht besonders thätig ist; das sind jene Feuerstätten, wo die einäugigen Cyclopen beisammen sitzen, die das Eisen zu schmieden vermeinen, mit welchem sie nach ihrer Ansicht, dem Kaiser der Franzosen seinen Gang auf der Siegesbahn durch Wälschland, Deutschland und weiter zu verwehren gedenken.“

„Ha! also Verschwörungen gegen meine Macht?“ sagte der Kaiser lächelnd, „und was braut man zunächst in diesen Garlücken?“

„Gibt allerdings,“ erwiederte der Minister; „aber nicht überall gleich kräftiges. — Dort im Süden, wo der große rothe Punct eine solche Garlücke andeutet, mitten auf dem schönsten der Eilande im Lago maggiore auf der herrlichen Isola bella spinnt ein Rudel italienischer Vollblut-Damen und auch Herren, die alte Gräfin Bianca Orsini an der Spitze, den Faden einer Verschwörung gegen Sie, Sire, und harret auf die Wiedergeburt des einigen Italiens — und schleift den Dolch, für den Kaiser der Franzosen.“ . . .

„Bah!“ rief Buonaparte lächelnd, „eine Weiber=verschwörung! — nun, ein einziger, unbärtiger Sergeant meiner Garde ist genug die Gänse des Capitols auseinander zu scheuchen.“

„Dort aber im fernen Osten,“ fuhr der Minister fort, „zwischen den Bergen Ungarn's im sogenannten Carpathenlande, da wo der rothe Strich die Stelle andeutet, conspirirt eine Anzahl für ihr Vaterland begeisterter Magnaten auf einem Jagdschlosse am sogenannten Carfunkelthum gegen Sie, Sire, und schleift den Säbel, mit welchem man Ihre Garden begrüßen will wenn Ihre Adler bis an die Grenze des alten Magharenreiches vordringen sollten. Ein Graf Arpad —“

„Halt!“ fiel Buonoparte ein, „Ungarn! ja das ist etwas Anderes! Diese Nation hat Feuer, und alte Kraft und alte Sitte und alte Erinnerungen an die Großthaten ihrer Helden; was vom Lande der Arpaden, der Brinyi's und Palffy's ausgeht, ist wohl zu beachten.“ —

„Demungeachtet dünkt es mich,“ fuhr der Minister fort, „sei die Damenverschwörung auf der Isola bella am Lagomaggiore vorläufig weit mehr zu beachten, Sire — es sind zwar fast nur Weiber, die dort Gift für sie brauen, aber in ihren Kreisen bewegt sich seit Kurzem ein Mann, dessen dortiges Auftreten Ihre anderweitigen großen Pläne, Sire, gewaltig durchkreuzen kann.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ — fragte der Kaiser.

„Die Gräfin Bianca Orsini,“ berichtete der Polizeiminister leise, „hat eine junge, schöne Tochter, Ghiraldina ist ihr Name — um diese bewirbt sich ein junger Mann, den sein Geschick schon als Kind auf einer Meeresfahrt von Amerika nach Europa in die Kreise der Orsini'schen Familie brachte, da er als Knabe das Kind Ghiraldina im Sturme rettete; dieser junge Held hat sich nun durch Zufall in den Kreisen der Gräfin Orsini eingefunden und spricht, obwohl von der alten Gräfin als Franzose mit Mißtrauen betrachtet, häufig von Mailand auf Isola bella ein, und wirbt allen Ernstes um Ghiraldinen's Liebe. — Das Nähere über die Hoffnungen und Absichten dieses jungen Mannes, Sire geruhen Sie aus diesem Schreiben Ihres eben in Mailand weilenden Gesandten am neapolitischen Hofe, Herrn Alquier's zu entnehmen. Man kennt ihn auf der Isola bella als den schönen jungen Herrn de la Pagerie.“

„Was sagen Sie da!?“ rief der Kaiser einen Schritt zurücktretend und das Schreiben seines Gesandten des Herrn Alquier entfaltend.

Eine kleine Pause trat ein . . . der Kaiser warf das Schreiben, welches er schnell durchlesen hatte unmutig auf den Boden.

„Es kann nicht sein!“ rief er, heftig auf und niedergehend; „Ihre Agenten sind unverläßlich, sie sehen

alle schwarz, wie Sie selbst, Fouché — wer sind diese Leute? verdienen sie Vertrauen? ich will sie kennen diese Mouchard's — diese Leute reden nur für das Geld, und glauben uns Märchen aufzubinden, wenn sie nur unsere Napoleon's in den Taschen haben.“

„Sire!“ sagte der Polizeiminister, „bloße Mouchard's und Agenten niederer Gassenespionage wären hier schlecht auf ihrem Platze. — Die Sendboten meines Amtes, welche an jenen Punkten wirken, die ich Ihnen eben bezeichnet habe, Sire, sind wohl gewählt — sind aus dem Kreise Ihrer Verehrer und auch aus — Ihren einstigen Feinden von mir gewählt . . .“

„Nun?“ fragte der Kaiser.

„Sire!“ fuhr der Polizeiminister fort, „Verzeihen Sie, wenn ich Sie an die bedauerliche Thatsache jenes Attentates erinnere, welches ein toller Brausekopf, jener Niclas Faure, ein eltern- und mittelloser junger Mediciner aus Hautefort im Dordogne-Departement, — wenige Tage nach Ihrer Kaiserkrönung am Marsfelde gegen Sie unternahm.“

„Gut,“ sagte der Kaiser, „ich entsinne mich gar wohl, wir pardonirten den Narren und sandten ihn in seine Heimath nach Brigueux zurück, damit er am Se-cirrische seine Studien übe, und dem Löwen danke, daß

er die Maus nicht zertreten wollte. Was ist aus dem Burschen geworden?“

„Herr Fexier Olivier, der Präsident des Kreuz-Departements,“ berichtete der Minister weiter, „setzte mich bald in Kenntniß, daß die Gnade, welche Sie, Sire, gegen den Unglücklichen übten, auf diesen einen solchen Eindruck machte, daß er aus Ihrem wüthenden Gegner alsbald Ihr feurigster Anbeter geworden.“

„Das hatte ich erwartet,“ sagte Buonaparte befreidigt; „Extreme berühren sich und junge Tollköpfe curirt man am besten mit Verachtung.“

„Und dann,“ fuhr Fouché fort, „werden Sie sich, Sire, auch an jenen jungen Sergeanten, Louis Piqueur genannt, erinnern, welcher bei dem erwähnten Attentate Ihr Retter war, indem er den tolln Jean Niclas Faure im rechten Momente niederstieß.“

„Ah!“ rief der Kaiser, und ein Zug des Unmuthes trat auf sein Gesicht; „warum hat man mich an den jungen Mann nicht wieder erinnert, — in der That, das Getümmel des Hofes und Lagerlebens ließ mich meine Schuld gegen den Wackern fast ganz vergessen, man muß ihn auffuchen und belohnen — man muß ihn heben, und —“

„Ich habe da in Ihrem Namen gehandelt, Sire,“ bemerkte der Polizeiminister, „Louis Piqueur stand fort-

während auf der Liste meiner Ueberwachten. Wie konnte ich auch einen Mann unbeachtet lassen, der Ihnen, Sire, bis zum letzten Athem seines Lebens-ergeben sein wird, ich handelte daher in ihrem Geiste, indem ich den jungen Mann an den Kriegsminister empfahl, der ihn bereits zum Hauptmann Ihrer alten Garde beförderte.“

„So lebt er also in Paris,“ fragte der Kaiser.

„Erlauben Sie, Sire, daß ich meinen Bericht ende,“ bemerkte der Polizeiminister. „Ich sagte früher, daß ich meine Agenten an den wichtigsten Punkten des Kontinents aus Ihren Freunden und auch aus Ihren einstigen Feinden wählte; nun Louis Piqueur, der einstige Sergeant und Ihr Retter beim Attentate Jean Faure's auf dem Marsfelde, war der eine, und eben dieser Jean Faure, Ihr einstiger Feind und nunmehr begeisteter Verehrer, war der andere meiner besten und gewandtesten Agenten an diesen Punkten.“

„Fouché!“ rief der Kaiser, „Sie sind in der That ein trefflicher Schachspieler.“

„Erlauben Sie, Sire,“ bat der Minister, „daß ich den einen sogleich eintreten und selbst Bericht erstatten lasse.“

Fouché öffnete die Thür des Kabinetts und in dasselbe trat Louis Lenoir, der junge Rheinländer, welcher

vor Kurzem im Jagdschlosse am Karfunkelthurm in den Karpathen seine Rolle so geschickt gespielt hatte.

Hinter ihm trat der Ungar Bacfany in das Gemach. —

Louis Venoir verbeugte sich vor dem Kaiser, Herr Fouché aber nahm das Wort:

„Herr Louis Piqueur,“ sagte er den jungen Mann vorstellend, zum Kaiser gewendet, „Herr Louis Piqueur, jener Sergeant, welcher Ihr Ketter, Sire, bei dem Attentate Jean Faure's auf dem Marsfelde war.“

Der Kaiser trat auf den jungen Mann zu, der jugendlich, kraftvoll und in der That schön, wie ein Apoll in der enganschließenden Uniform eines die Gold-Epauletten tragenden Hauptmannes der kaiserlichen Garde vor ihm stand, und seine großen Augen, wie zwei Feuersterne im Gemache herumschweifen ließ.

„Sie sind Franzose?“ fragte der Kaiser.

„Ja Sire,“ entgegnete der junge Mann, „von Abstammung Corsicaner gehöre ich nun der großen Nation an.“

„Und dienen?“

„Seit drei Jahren im Korps der Garde.“

„Wie alt?“ fragte Buonaparte.

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Und tragen nun die Epauletten eines Capitäns?“

„Sire,“ fiel hier der Polizeiminister ein, „die Dienste, welche der junge Mann dem Vaterlande bisher leistete, machten ihn dieser Auszeichnung würdig — die Erfahrungen, die er auf seinen Reisen sammelte, sind für uns von unberechenbarem Nutzen, — er reiste auf meine Veranlassung, setzte der Polizeiminister hinzu, und kommt nun aus Ungarn.“

„Ah!“ rief der Kaiser mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Fouché, „jetzt begreife ich,“ — und zu dem jungen Capitän gewendet. „Wie fanden Sie die Nation der Arpaden?“

„Kraftvoll, muthig, stolz und begeistert für ihre Nationalität und ihren König,“ entgegnete der junge Mann.

„Wir werden einen harten Kampf mit diesen urkräftigen Söhnen der Natur haben,“ sagte der Kaiser.

„Sie werden später gestatten, Sire,“ nahm jetzt Fouché das Wort, „daß Ihr Capitän Louis Piqueur seine in Ungarn gesammelten Erfahrungen vortrage, und Sie werden mir erlauben, Sire, Ihnen den jungen Mann für eine ganz wichtige Mission in Italien vorzuschlagen.“

Der Kaiser blickte den Polizeiminister fragend an, — dieser lächelte. —

„Erlauben Sie Sire,“ sagte er, „daß der junge Mann inzwischen in das Nebenzimmer abtrete, bis ich die Vorstellung eines andern beendet haben werde, dann werde ich die Ehre haben, Ihnen das Ganze meines Planes vorzulegen, der nothwendig durchgeführt werden muß, wenn Omphale's Spinnrocken den Herkules im Baue seines Riesenwerkes aufhalten soll.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Napoleon.

Fouché lächelte wieder.

„Sire,“ sagte er, — „diesem jungen Mann werden Sie bald noch zu höherem Danke verpflichtet sein.“

„Ah,“ bemerkte der Kaiser, „Sie erinnern mich an meine Verpflichtung für den Retter meines Lebens, in der That, ich bin lange Ihr Schuldner geblieben, mein Herr!“ fuhr er zu dem jungen Kapitän gewendet fort, „und es ist gut, daß ich endlich daran gemahnt werde. Ich ernenne Sie vor der Hand zum Obersten meines zweiten Armeecorps.“ —

Der junge Mann stand starr vor Ueberraschung.

Fouché nickte mit zufriednem Blicke als wollte er sagen; „das war's, was ich wollte,“ — dann wandte er sich zum Kaiser.

„Erlauben Sie, Sire,“ sagte er, „daß ich die Bitte wiederhole, daß der neue Oberste einstweilen in das Ne-

benkabinet abtrete, bis ich Ihnen den zweiten Flügelmann meiner Schlachtordnung vorgestellt haben werde.“

Buonoparte nickte bejahend.

„Mein Herr und Kaiser,“ rief der neue Oberst begeistert auf Napoleon zustürzend — aber schon schob ihn der Polizeiminister durch die Seitenthüre des Kabinetts. —

Dann rief der Minister mit einer leichten Handbewegung die Hauptthüre des Kabinetts auf, und trat Jean Nicolas Faure, der junge Mediciner und — Madame Henriette Faure, seine Mutter.

„Diese Dame,“ sagte Fouché mit einem sonderbaren Lächeln, „ist die Mutter von Jean Nicolas Faure.“

„Wie?“ rief Buonoparte, „nannten Sie diesen Jean Faure nicht vorher *elternlos*?“

Fouché lächelte.

„Allerdings,“ sagte er, „aber diese Dame ist *dennoch* seine Mutter und Ihnen, Sire, sehr wohl bekannt, — forschen Sie nur gefälligst in ihren Zügen.“

Buonoparte fixirte die in mehr stolzer als ehrerbietiger Haltung schweigend neben ihm stehende Madame Faure.

Fouché aber fuhr fort.

„Diese gewandte Agentin,“ sagte er, „ließ sich — als wir die bestimmte Kunde von den tollen Umtrieben

der Ritter des Todtenkopfes im grauen Hause auf der Isola bella und von Herrn de la Pagerie's Erscheinen daselbst erhielt, zum Scheine auf die schöne Insel durch unsere eigenen Gensdarmen verfolgen, gab bei der Gräfin Orsini vor, ein Opfer Ihrer Verfolgung, Sire, zu sein, und fand deshalb jene vertrauensvolle Aufnahme, die es ihr möglich machte, mitten im Rathe der „ritterlichen Damen vom Todtenkopfe“ zu sitzen, und schon am ersten Tage nach ihrer Ankunft im grauen Hause der Insel alle Geheimnisse der Gräfin Orsini zu erfahren, ja sogar bei der wegen des Erscheinens des Herrn de la Pagerie beschleunigten Abreise von der arglosen Gräfin mit den Porträten sämmtlicher ritterlichen Kämpen von der Tafelrunde im grauen Hause beschenkt zu werden, so daß sie nun in der Lage ist, Eurer Majestät sogar die Gesichtszüge sämmtlicher Theilnehmer dieser tollen Bande zu konterfeien.“

Bei diesen Worten des Polizeiministers zog Madame Faure ein kleines Portefeuille aus ihrem Busentuche hervor und überreichte es mit einer Verbeugung dem Kaiser.

Napoleon griff lächelnd darnach.

„In der That,“ sagte er, „Fouché, ich bewundere Ihr Talent, Sie wissen Ihre Leute und Mittel so treff-

lich zu wählen, daß Ihnen am Ende Satan in seiner Hölle, selbst dienen muß, um die Pforten derselben zu sprengen. — Aber wer ist denn die Dame?“ sagte er, näher tretend und Madame Faure fixirend, „ist es mir doch, als hätten wir uns erst kürzlich gesehen?“

„Sie haben Recht, Sire,“ entgegnete Fouché wieder lächelnd — „geruhen Sie nur der Dame näher in's Gesicht zu sehen, und sie zu sprechen aufzufordern, und Sie werden finden, daß sie Niemand Anderer ist, als —“

In diesem Augenblicke wehte die Thüre des Kabinetes wieder entzwei und herein trat der dienstthuende Kammerherr und überreichte eine soeben angekommene dringende Depesche des französischen Gesandten am österreichischen Hofe — Napoleon riß das Siegel entzwei und durchflog das Schreiben; sein Auge glühte, seine Lippen zitterten:

„Mein eiserner Gegner im großen Schachspiele Europa's,“ sagte er zu Fouché gewendet, „Herr William Pitt hat jenseits des Kanales das Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland und Schweden gegen uns wirklich zu Stande gebracht, — nun wir wollen die Fäden dieser Coalition rasch mit dem Degen von Marengo durchschneiden!“

Dann wandte er sich zu dem Kammerherrn, welcher die Depesche überbracht hatte:

„Herr von Talleyrand!“ befahl er, und zu den Uebrigen gewendet: „Morgen wollen wir weiter sprechen.“

Und Monsieur Fouché verließ mit Madame Faure das Kabinet des Imperators

Die weiße Frau. — Ein neuer Verbündeter.

Glaube und Aberglaube haben, seit Menschen auf Erden leben, unter allen Nationen Gebilde der Phantasie geschaffen, welche im Volksleben eine hervorragende Rolle spielen und deren Ähnlichkeit sich in den Traditionen stammverwandter oder nachbarlicher Völker häufig nicht in Abrede stellen läßt. —

Ein solches Fantasiegebilde ist das der weißen Frau. Wir finden es so gut in den englischen als elsässischen, ganz besonders aber in den slavischen Volksagen.

In Böhmen war es das Geschlecht der Rosenberge, in dessen Familiengeschichte das Gespenst der weißen Frau eine große Rolle spielt und die Sagen, welche von dieser Erscheinung im Munde des Volkes kreisen, sind

gar verschieden. Das Urbarium der Stadt Teltſch enthält über die weiße Frau Folgendes :

„Auf allen Rosenberg'schen Gütern,“ sagte dieses Urbarium, „mehrentheils aber zu Neuhaus, Krumau und Teltſch hat ſich ein Geiſt, genannt die weiße Frau, juxta probatos Autores aufgehalten.“

Diese weiße Frau iſt aus dem Geſchlechte der Roſenberge geweſen und ſoll zwiſchen 1420 und 1430 geboren ſein, und dem Taufnamen nach juxta Balbinum Bertha geheißten haben und eine Tochter Udalrici II. von Roſenberg und der Frau Katharina von Wartenberg geweſen ſein. Im Jahre 1449, am Sonntag vor Martini hat Berthan ihr Herr Vater zu Krumau dem Herrn Johann von Lichtenſtein aus Steiermark verheirathet, jedoch ſoll ein übler Eheſtand und bald der Tod des Herrn Ehegemahls erfolgt ſein. Als Wittib hat ſich Bertha zu ihrem Bruder Henrico VI. nach Neuhaus begeben, und iſt bei ihm verblieben. Nach ſeinem Tode aber, weil er keine Erben gehabt, iſt die Herrſchaft an Mainhardum de nocadomo erblich gefallen, welcher Berthan, als ihn der Tod überräſchte, und derſelbe unmündige Kinder hinterließ, als Vormünderin feſtſetzte. Während dieſer Vormundſchaft hat Bertha in Neuhaus einen großen Tractum des Schloſſes, welcher annoch ſteht, auſerbaut.“

„Indem sich aber die Unterthanen mit Zuführung der Materialien gar zu sehr beschwert zu sein beklagten, soll sie ihnen zur Antwort gegeben haben: „arbeitet, arbeitet, getreue Unterthanen, für Euren Herrn, ich werde Euch und allen Euren Nachkommen, wenn wir das Schloß im vollkommenen Stande haben, einen süßen Koch aufsetzen.“ Dieser „süße Koch“ wurde auch den Unterthanen gegeben, anfangs im Herbst, vielleicht weil in dieser Jahreszeit das Schloß fertig geworden ist, nachher am Gründonnerstag, weil an diesem Tage die armen Leute von den Vermöglichen in memoriam coenae Domini gespeist zu werden pflegen.

„Dieser „süße Koch“ wird gegeben zu Teltsch, zu Neuhaus und zu Krumau, und die Zahl der Leute, die daran Theil nahmen, belief sich oft über 5000. Einem Jeden, sowohl Jung als Alt, wurde gegeben eine Semmel, ein Laib Brot, ein Stück Fleisch, etwas von gekochtem Brei, dann eine Maß Mittelbier, wenn aber die Sachen nicht hinreichten, bekamen die Uebrigen etwas im Gelbe.

„Die Stadt Teltscher Rathsverwandte bedienten die Armen und die Fleischhacker hatten die Karpfen, für welche Obsorge, die erstere vier Hechten, sechs mittlere Karpfen, zwölf Seitel Wein, acht Pint Bier und vierundzwanzig Laib Brot, die letzteren einen Eimer Bier

erhalten haben. Dieser süße Koch ist in Teltſch 1793 das letzte Mal in natura ausgeheilt worden. 1784 wurde er zu Geld reduzirt und der Betrag wird jetzt für arme und verunglückte Unterthanen verwendet.

„Daß diese Bertha diesen Koch gestiftet, ist zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber der Graf Ferdinand von Slavata die ältesten Leute hat zusammen kommen und examiniren lassen, haben selbe einstimmig ausgesagt, von ihren Vorältern gehört zu haben, daß dieser süße Koch von der weißen Frau herrühre, welches auch zu glauben ist, indem dieselbe allezeit zornig erschienen ist, wenn der süße Koch unterlassen wurde, wie anno 1645, als der Schwede Stadt und Schloß eingenommen, und der Major nicht erlaubt hat, den süßen Koch auszu theilen.

„Da hatte der Major keine Ruhe vor der weißen Frau und wurde Tag und Nacht geängstigt und seine Truppe durchgeprügelt, daß sie davonlief, bis der Major in der Octava den süßen Koch hatte austheilen lassen.

„Daß diese weiße Frau ein guter und zum ewigen Seelenheil auserwählter Geist sei, erhellet aus vielen Ursachen.

„Pro primo, weil sie sich jederzeit in einem bis auf die Erde hängenden Talarleide gezeigt hat, ja sogar, wenn einer aus der Rosenberg'schen oder Slavata'schen

Familie heirathete oder geboren werden oder sonst etwas Lustiges geschehen sollte, sie sich geschäftig mit vielen anhängenden Schlüsseln, wenn aber einer von Obigen sterben sollte, sich in schwarzen Handschuhen gezeigt. ¹⁾

„Pro secundo, als anno 1604 am 24. Jänner Adam von Neuhaus sterben sollte und Keiner den Priester rufte, hat die weiße Frau auf die Thür des damaligen Patris Rectoris, Nicolai Pistoris, des Beichtvaters des Herrn Grafen, angeklopft, ist ihm erschienen und hat ihn gemahnt, zu eilen und das hochwürdige Gut mitzunehmen mit Vermelden, daß dieser Graf nur noch eine Stunde leben werde, wie denn auch geschah.

„Pro tertio, unter der Vormundschaft Katharina's und Anna's, Fürstinen von Münsterberg, Vormünderinnen Peter Wols und Wilhelms, der Söhne des gewesenen Oberstburggrafen Heinrich von Neuhaus hat sich diese weiße Frau am meisten sehen lassen und den jungen Wols, wenn die Amme und das Kindweib schliefen, auf die Arme genommen, wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht und alles dasjenige vorgelehrt, was ein Kind zu stillen nothwendig ist. Nachdem

¹⁾ Hier muß ich noch einer Sage von Teltsch erwähnen: Bei der Schloßkapelle hängt eine Glocke, und diese soll immer von selbst geläutet haben, wenn Jemand aus der gräßlich Slavata'schen Familie sterben sollte.

ein neues Kindsweiß aufgenommen worden und sie dieses gesehen, hat sie solches für unzulässig erachtet, ist led zu der weißen Frau getreten und hat ihr das Kind aus den Armen gerissen mit den Worten: „Was hast Du mit unserm Kinde zu thun?“

„Darauf versetzte die weiße Frau: „Du garstige Meze, die Du erst diese Tage in's Haus gekommen, sollst mich dieses fragen? Du sollst wissen, daß dieses Kind aus meinem Stamme herrührt!“ Hierauf wendete sich die weiße Frau an die Umstehenden und schrie: „Ihr, Ihr habt Eure Frau niemals geehrt, wie es sich gebührt, behaltet daher das Kind, ich werde nicht mehr zurückkommen.“ Darauf zur Amme: „Du aber habe Acht auf das Kind und sage ihm, wenn es zu Jahren kommt, meine gegen dasselbe bewiesene Liebe, und wie ich aus diesem Bette (sie zeigte auf die Wand) zu ihm kommen und wieder rervertirt bin.“ Hierauf verschwand sie und ließ sich nicht mehr sehen. Peter Wock hat nachher die Wand niederreißen lassen und einen unerhörten Schatz gefunden. Graf Wilhelm von Slavata meldete in seinen Schriften, daß diese weiße Frau nicht eher aus dem Fesgefeuer werde erlöst werden, als bis das Neuhauser Schloß ganz verfallen sein wird, indessen hoffet man, daß sie schon befreit sei.“ — —

Im Archiv zu Wittingau im Budweiser Kreise Böh-

mens wird noch ein Original-Handscreiben dieser weißen Frau aufbewahrt.

Ernst und traurig klingen diese Sagen von dem Gespenste der weißen Frau, aber die Politik der Liebe, welche sich selbst die Löwen der Wüste und die Schatten des Orcus dienstbar macht, hatte Isola bella auch dieses Familienmärchen von der weißen Frau zu ihren Zwecken benützt. . . .

Im Myrthengebüsche nächst dem grauen Hause auf der Insel, so lautete die Sage unter den Bewohnern der Insel, ließ sich seit einiger Zeit die Ahnfrau der Drisini, Bertha oder Bichta von Rosenberg, im weißen Kleide mit dem schwarzen Gürtel zuweilen in Gesellschaft eines schwarzen Ritters mit dem Todtenkopfe sehen, — das bedeute Unglück für die Gräfin Drisini — diese aber ließ dem Aberglauben ihrer Leute sein Spiel, wußte sie doch, daß das graue Haus und diese ganze Parkgegend nächst demselben in Folge dieser thörichten Gespensterfurcht von den Bewohnern der Insel mehr als sonst gemieden wurde, und daß eben an diesem Platze die Gondeln jener Besucher der Isola bella, welche zum Bunde der geheimen Tafelrunde des grauen Hauses gehörten, nun viel sicherer und unbeachtet anlegen konnten. —

Ein prachtvolle Frühlingsnacht zog allmählig wieder über die Feeninsel, die letzten schwachen Lichtstrahlen

des sterbenden Tages, waren hinter dem leichten Nebel verloschen, welcher wie ein zarter Silberflor die Myrthengebüsche nächst dem grauen grauen Hause umschlich. Die Sängler der Lüfte träumten bereits auf ihren Zweigen von den Liedern, die sie am nächsten Morgen dem Schöpfer wieder singen wollten. Die blaue Viole öffnete ihren Kelch, bestrahlt von dem geisterhaften Lichte, welches die emporsteigende Mondscheibe über das Eiland streute, entzückend, sanfter und hundertfach schöner als der Feuerglanz, welcher aus den Fenstern der Paläste der schönen Insel strahlte.

In diesem Myrthengebüsche neben dem grauen Hause aber wandelte geisterhaft und bleich . . . die weiße Frau. Ein langer Schleier deckte ihre Gestalt, — ein dunkler Gürtel umschloß ihren Leib.

Dort wo der Silberschaum der Felsenkaskade zwischen dem Schatten der Lorberbäume von braunen Felsen staubte und die graue Nachtigal zwischen den Goldorangenbäumen dem melodischen Klange der niederfallenden Tropfen und dem allmählig hinsterbenden Tone eines im siebenfachen Echo wiederhallenden Saitenspiels lauschte, stand jetzt die „weiße Frau“ traurig und stumm — doch nein! freudig und erwartungsvoll — denn dort unten hinter dem Tamarindengebüsche, wo die Rosenflur des Parkes sich bis zum Seegeflade hinabsenkte, hielt

eine Gondel mit zwei Männern, von denen der eine der weißen Frau entgegenteilte, und sie wohlbewußt, daß er keine Nephelè umarme, an sein Herz drückte, aus welchem das hohe Lied der ersten Liebe zum Herzen der Geliebten tönte. . . .

Die „weiße Frau“ schlug ihren Schleier zurück und das lebensfrische Antlitz Ghiraldinens schmiegte sich weich und warm an die glühende Wange des jungen, schönen Herrn de la Pagerie, der ein zweiter Leander sein Herz zu bringen kam.

Der Herr de la Pagerie hatte vorher Isola bella lange schon verlassen. — Die Gräfin Bianca Orsini glaubte sich von diesem unheimlichen Gaste, diesem „heimlichen Gesandten Napoleons“ für immer befreit, sie hielt die Gestade des See's nächst ihrer Villa, seit Madame Faure's Abreise doppelt sorgsam im Auge — kein Fremder durfte nahen, der ihr nicht gemeldet wurde und absichtlich ließ sie das Märchen von dem nächtlichen Umgange der „weißen Frau“ in der Gegend des grauen Hauses auf der Insel verbreiten, weil sie bei dem herrschenden Aberglauben der Bewohner erwarten konnte, daß diese die Gegend des grauen Hauses, welches die politischen Geheimnisse der Gräfin barg um so sicherer meiden würden; — aber die Liebe Ghiraldinens zu dem Erwählten ihres Herzens hatte eben dieses von der alten

Gräfin ausgestreute Märchen von dem nächtlichen Um-
 gange der weißen Frau benützt, sich dem Geliebten im
 weißen Schleier der Orsinischen Ahnfrau zu nahen um
 auf diese Weise den Späheraugen der Bewohner der Villa
 am sichersten zu entgehen, nicht bedenkend, daß sie viel-
 leicht gerade durch diese Verhüllung die Aufmerksamkeit
 des weniger befangenen Theiles der Hausgenossen auf
 der Villa erregen konnte; — aber die Liebe überlegt nicht
 lange, und so lag jetzt die liebliche Ghiraldina am Her-
 zen des Mannes ihrer ersten Liebe des jungen, schönen
 Herrn de la Pagerie, welcher abermals auf seiner Gon-
 del den See herabgeschwommen war, um seiner Gelieb-
 ten den Schwur der ewigen Liebe zu erneuern, den nur
 der Tod lösen sollte. . . .

Sowie die Gräfin Orsini seit Madame Faure's
 Abreise ihre Villa fast hermetisch schloßen, und jeden
 Fremden, der zufällig ankam, abweisen ließ, ebenso schien
 der Herr de la Pagerie absichtlich, ja mit Aengstlichkeit
 jede weitere Begegnung mit der Gräfin und ihren Haus-
 genossen zu vermeiden und nur im Dunkel der Nacht,
 wenn eine graue Nebelhülle über dem See lag, durch-
 schnitt seine Gondel das Gewässer und stieg er allein
 im Myrthengebüsche nächst dem grauen Hause an's Land,
 während sein Begleiter in der Gondel blieb, und seine
 auf kurze Zeit in den See hinausschwimmende Gondel

mit einer kleinen weißen Fahne für die lauschende Ghiraldina das Zeichen der Ankunft ihres Geliebten versehen war.

Was die Glücklichen sich jetzt sagten, hörten nur die Liebesgötter in den Blumentelchen zu ihren Füßen, und nur der zwischen den auftauchenden grauen Wolken des Nachthimmels vorübereilende Mond konnte es sehen, wie der Herr de la Pagerie seine Rechte in die seiner Ghiraldina legte.

Kein Lauscher war wach, nur die Blumen und Blüten zu den Füßen der Liebenden zitterten leise, als fühlten sie mit die Sehnsucht der ersten Liebe, welche sich jetzt in dem langen, langen Kusse aussprach, den der junge Mann auf die weichen Lippen seiner Geliebten drückte.

„Ghiraldina,“ sagte er, „Du meine einzig Erwählte, wie strahlt Dein Auge voll der reinsten Liebe, viel schöner als aller Glanz des weiten Himmels da oben, aber Du bist heute so schweigsam, wie die Nacht, die über dem See liegt.“ —

Ghiraldina barg das schöne Antlitz auf der Brust des Geliebten; ihr Herz pochte, ein leises Schluchzen schien diesem gepreßten Herzen Luft zu machen. — „Du weinst, Seele meiner Seele,“ rief der junge Mann, das dunkle Lockenhaupt des Mädchens emporhebend — „o,

ich verstehe Dich, meine Ghiralbina, ich verstehe diese seligen Thränen, und die Liebe fürchtet jetzt schon zu verlieren, was sie eben gewonnen."

Ghiralbina blickte ihrem Erwählten in's Auge. „O, mein Freund,“ lispelte sie, „kann Liebe ohne Vertrauen nicht bestehen?“ —

„Nein, mein süßes Kind,“ entgegnete der junge Mann, „aber eben darum muß Du mir vertrauen, und darfst nicht verlangen, daß ich vor der Zeit den Schleier lüfte, der meine Erscheinung auf dieser Insel noch längere Zeit verhüllen muß, damit nicht die Hand der Alltagsmenschen in unserm Kreise die Saiten der Aeolsharfe zerreiße, ehe das hohe Lied der Liebe uns zum ewigen Bunde vor dem Gottesaltar geleitet; o, meine Ghiralbina, einst als Knabe habe ich Dich im Sturme des Weltmeeres aus der nassen Woge an Bord gehoben — ebenso werde ich Dich, so war ein Gott da oben lebt, aus den Stürmen dieser bewegten Zeit, in welcher wir leben, wieder an mein Herz holen, und Du sollst da ruhen, Du Engel meines Lebens, für immer.“ —

Ghiralbina blickte dem schönen Sprecher zweifelnd in's Angesicht, auf welchem sich die Glut der reinsten, begeistertsten ersten Liebe in edlen Zügen ausprägte — ihre weiße Hand zitterte leise in der seinen — der junge Mann drückte jetzt das schöne Mädchen mit ganzer In-

brunst an seine Brust. „O, Du meine zweite Seele, mein Ein und Alles,“ rief er, „o, glaube, o, vertraue mir, meine Ghiraldina — fühle wie mein Herz, das Dir, Dir allein gehört, pocht und es mich drängt, den ewigen Schwur der Liebe in die weite Sternenhalle hinauszurufen: Du, Du und keine andere, meine Erwählte, für Zeit und Ewigkeit, meine heißgeliebte Ghiraldina!“

Die Dryaden der Bäume und die Nymphen der Wasserfälle im Haine mußten diesen hohen Schwur der ersten Liebe vernommen haben; denn ein leises Rauschen zitterte durch das Myrthengebüsch und mit einem unterdrückten Schrei sank jetzt Ghiraldina in die Arme ihres Geliebten; denn aus dem Gebüsch trat eine lange in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt, — schier ähnlich den schwarzen Rittern des Todtenkopfes, von denen die alte Gräfin Orsini ihrer Tochter schon so vieles erzählt hatte.

Es war ein junger Mann im dunklen Pariserkostüm, seine Augen hasteten starr auf dem Antlitze des Herrn de la Pagerie.

„Was beliebt?“ fragte dieser seine Hand auf das vergoldete Gefäß seines kurzen Degens legend.

„Verzeihung,“ sagte der Ankömmling, „wenn ich hier eine Idylle störend erscheine — ich suche die Gräfin Bianca Orsini.“

Der Herr de la Pagerie warf den Kopf empor.

„Sie scheinen aus dem Lande der Histrionen zu kommen, mein Herr,“ rief er aufflammend, „da Spott Ihre erste Begrüßung ist — dort ist die Villa der Gräfin.“

Der junge Fremde warf jetzt wieder einen langen Blick auf die schlanke Gestalt des Herrn de la Pagerie.

„Er ist es!“ lispelte er vor sich hin.

Dann nahm sein Gesicht wieder einen ruhigen Ausdruck an

„Mein Herr,“ sagte er zu Letzterem gewandt; „ich bitte Sie noch einmal mein plötzliches Erscheinen um diese Stunde und auf diesem Plage zu entschuldigen; ich machte einen kleinen Umweg mit der Gondel um dem Felsen der Isola madre auszuweichen, auf dessen Terrasse für einen gewöhnlichen Reisenden heute kein Nachtlager zu haben ist, weil eben der Kaiser der Franzosen mit seinem Generalstabe hinaufsteigt.“

„Der Kaiser der Franzosen?!“ fragte der Herr de la Pagerie aufhorchend.

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt,“ entgegnete der junge Fremde leichtthin, „daß die Krönung Kaiser Napoleons mit der eisernen Krone im Dome von Mailand in nächster Frist bevorsteht. — Der Imperator hat seine Reise nach Italien beschleunigt und will eben in dieser Nacht, wie ich Ihnen sagte, auf der großen Terrassen-Villa

der Isola madre ausruhen um seine Reise nach Mailand fortzusetzen.“

„Wie? schon so nahe!“ rief der Herr de la Pagerie.

„So ist es,“ entgegnete der junge Fremde.

Eine kurze Pause trat ein.

Es schien jetzt, als ob von der genannten Isola madre in der That die Töne einer Trompete herüberschallten.

Der Herr de la Pagerie wendete sich jetzt rasch zu Ghiraldinen.

„Auf baldiges Wiedersehen, Madonna!“ rief er. — Noch ein Blick, dann warf die Jungfrau ihren weißen Schleier über, und entschwand hinter den Tamarindenbüschen auf der Seite gegen die Villa hin; die Gondel aber, in welcher der Herr de la Pagerie, ohne weiter ein Wort zu verlieren, zurücksprang, schwamm mit einer Schnelligkeit den See hinab, als jagte das ganze Heer des wilden Jägers hinter ihr darein.

Der junge Fremde warf noch einen langen Blick dem Entschwundenen nach.

„Er ist es!“ wiederholte er dann mit lauter Stimme wickelte seinen Mantel fester um sich und schritt den Weg zur Villa Orsini hinauf.

Mitternacht war vorüber und Gräfin Bianca Dr-

sini saß in ihrem von mattem Lampenscheine erleuchteten Kabinete, als der junge Fremde bei ihr eintrat.

Kurz war seine Begrüßung und schon nach wenigen Minuten zog er ein vierfach versiegeltes Schreiben hervor.

„Bon Madame Faure,“ sagte er.

Die Gräfin Orsini warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann.

„Ich nenne mich Louis Graf Lenoir,“ sagte dieser sich verbeugend. — „Mein Rang ist der eines Obersten in der italienischen Armee — meine Farbe die des Haßes gegen den französischen Zwingherrn, den ich einst, als ich noch in dem untersten Grade des Militärdienstes stand, hoch verehrte, seit er aber alles Völkerrecht mit Füßen tritt und überall als gallischer Brennus, das Schwert auf die Wagschale des Rechtes schleudert, verachte . . .“

Die Gräfin Orsini blickte hier dem jungen Manne zweifelnd in das Auge — aber Graf Louis Lenoir fuhr fort.

„Ich zähle mich zu jenem Bunde, dem Sie Signora das Leben geben und für welchen Madame Faure und unsere Unteragenten in allen Richtungen thätig sind, bis es uns gelingen wird, einen Hauptschlag gegen den Usurpator Frankreichs auszuführen. Unter der

Masken der Begeisterung für den Kaiser der Franzosen und sein eisernes Regiment gelang es uns, mir und der muthvollen Madame Faure, Ihrer edelsten Freundin, uns selbst in sein geheimstes Kabinet im Louvre einzuschleichen und — Sie werden staunen, Signora — den allwissenden und allgewaltigen Fouché selbst, als den treuesten Anhänger Buonapartes, den korsischen Löwen so einzuschläfern und sicher zu machen, daß wir nun sein Vertrauen besitzen — und er uns sogar zu seinen Sendungen in's Ausland benützte; — aber Vorsicht Signora, Vorsicht! Damit unser Riesenplan nicht vor der Zeit verrathen werde, und uns nicht das Schicksal Ihrer treuesten Verbündeten der schönen Madame Encore und der schönen Pauline Riotti ereile.“

„Welches Schicksal?“ rief die Gräfin Orsini aufspringend, „weilt nicht meine edle Freundin Encore in unserem Interesse noch eben in der Vendée?“

„Sie weilt im Haine der Helden, wo alle edlen Opfer für das Vaterland ihren unsterblichen Lohn finden,“ entgegnete Herr von Lenoir.

Die Gräfin Orsini sog dem Erzähler das Wort von der Lippe, dieser aber fuhr fort:

„Unsere edle Madame Encore handelte zu früh und zu rasch — Sie wissen, daß Buonaparte kürzlich die Küste Frankreichs bereifte und über Abbeville kam —

Madame Encore — Nun Sie kennen Gräfin, die Geschichte, wie im Sommer 1803, ein Mädchen in Amiens fußfällig um das Glück bat, den Kaiser für den sie in Bewunderung und Patriotismus entbrannte, umarmen zu dürfen, wie ihr Buonaparte das Glück gestattete, wie sie als sie ihn küssen durfte, ohnmächtig ward, und — für diese unnennbare Liebe und Begeisterung einen Jahresgehalt von 3000 Livres erhielt . . . Nun sehen Sie, Gräfin, Madame Encore that dem Kaiser in Abbeville einen ähnlichen Fußfall, und rief: sie würde vor Freuden sterben, wenn ihr die Ehre vergönnt sei, ihn zu umarmen . . . Nun, schön ist unsere Madame Encore — und kurz: der Kaiser wollte ihr diese Umarmung eben gewähren, als Düroc sich zwischen ihn und Madame Encore warf, diese beim Arme erfaßte, und sie nach dem anstoßenden Zimmer zerrte, wohin ihm Buonaparte fast ohnmächtig von der plötzlichen Ueberraschung folgte. Im rechten Ärmel ihres Oberkleides hatte Madame Encore ein Stilet verdeckt, welches an der Spitze vergiftet war,“

„Die Rasende!“ rief die Gräfin Orsini; „sie hat uns durch ihre Tollkühnheit vor der Zeit verrathen.“

„Das hat sie nicht,“ entgegnete der Graf von Venoir ruhig — „sie ward in den Tempel nach Paris gebracht, starb auf der Folter, nannte aber weder ihren

wahren Namen, noch fanden sich uns compromittirende Schriften bei ihr vor.“

„Unglaublich!“ rief die Gräfin todtenblaß vor Ueberraschung.

„Vor dem heimlichen Gerichte,“ fuhr der Graf von Lenoir fort, „erklärte Madame Encore, daß Buona- parte einer der größten Missethäter wäre, die jemals in der Welt Athem geholt hätten, sie habe sich demnach dem Gesichte des freiwilligen Scharfrichters unterzogen, sie habe, wie jeder andere gute und rechtliche Mensch das Recht, den zu strafen, den die Gesetze nicht erreichen können oder dürfen ¹⁾.“

„Aber wie ward Madame Encore's Anschlag ver- rathen?“ fragte die Gräfin.

„Man sagt, ein anonymer Brief an Duroc habe diesem ihr Vorhaben entdeckt,“ berichtete Louis Graf Lenoir; „andere behaupten, er habe mit seinem sicheren Blick den Dolch wahrgenommen, den unsere Bundesge- nossin im Armel versteckt hatte; — ich denke aber Fou- ché's geheime Polizei war auch hier unserer Agentin auf der Ferse.“

¹⁾ Historisch: der Unterpräfekt zu Abbeville, der früher genannte Andreas Dumont, bekam Befehl einen Bericht auszustreuen, laut welchem Madame Encore von der Re- gierung in's Tollhaus gesperrt worden sei.

„Die Unglückliche,“ rief die Gräfin Bianca, „hatte sie denn nicht unsern Franquonville an der Seite?“

„Auch dessen Anschläge zur Auffangung des Kaisers und dessen Transportirung nach England sind mißglückt,“ berichtete der Graf Lenoir.

„Fürchterlich! wir sind verloren!“ rief die Gräfin, „und unsere kluge Pauline Riotti?“

„Liegt als Leiche im Golf von Lyon begraben,“ entgegnete Graf Lenoir.

Die Gräfin Orsini sank todtenbleich in ihren Armsessel zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. —

„Signora,“ fuhr der Graf von Lenoir fort, „wer so schwache Nerven hat, wie Sie, der sollte sich an ein Riesenwerk, wie unser Bündniß ist, nicht wagen. — Glauben Sie, daß dieß die letzten Opfer sind, welche uns unsere Schachzüge gegen der Usurpator Frankreich's kosten werden?“

„Sie haben Recht,“ sagte die Gräfin Bianca sich emporrichtend, „wer gewinnen will, muß wagen — verzeihen Sie, aber, wenn das sonst muthige Herz einer Frau noch erzittert, ob der Tranernachricht, die sie da bringen, erzählen Sie weiter, also wie und warum starb unsere edle Riotti?“

„Buonaparte,“ berichtete der Graf Venoir, „bewohnte in voriger Woche, als er die Reise zur bevorstehenden Krönung nach Mailand antrat, den erzbischöflichen Palast seines Oheims, des Kardinals Fesch in Lyon durch zweimal vierundzwanzig Stunden. — Unter dem Personale der Haushaltung des Kardinals hatte auch unsere edle und schöne Pauline Riotti sich eingefunden und die Oberaufsicht des Küchenpersonals zu erhalten gewußt. Sie wissen, daß sie eine Corsin ist, und als solche behauptete sie den Geschmack der buonapartistischen Familie am Besten zu kennen und drang darauf, daß ihr die Bereitung der Chokolade des Kaisers überlassen werden müsse. Aber einer der Köche des Kardinals hatte das Pulver bemerkt, welches die Riotti unvermerkt unter die Chokolade gemischt hatte — oder wenn Sie lieber wollen: Fouché's Polizei hatte die Bemerkung gemacht.“

„Immer und überall dieser Fouché!“ rief die Gräfin.

„Er schleicht auf leisen Sohlen durch ganz Europa,“ fuhr der Graf fort, „und hat vielleicht selbst in diesem Gemache seine Agenten.“

Die Gräfin schauerte zusammen und blickte angstvoll nach der Thüre als besorgte sie in diesem Augenblicke den Eintritt französischer Spionen.

„Als man nun die Chokolade brachte,“ fuhr der Graf von Venoir fort, „befahl der Kaiser, wer diese Chokolade gemacht habe, möge kommen! Sobald unsere kluge Pauline Riotti diesen Befehl vernommen hatte, schluckte sie augenblick den Rest des Getränkes, welches in dem Kochtopfe übrig geblieben war, selbst hinab, ihre Convulsionen verriethen das Gift, das sie dem Kaiser hatte reichen wollen, und trotz aller Bemühungen des kaiserlichen Leibarztes Corvisart starb sie nach einer Stunde, . . . ihre Leiche verschlang das Meer, der Koch, von dem Fouché das Attentat erfahren hatte, trägt aber seit acht Tagen den Orden der Ehrenlegion, der Cardinal erhielt einen derben Verweis, daß er seine Dome- stiken nicht besser gewählt habe.“

Die Gräfin Orsini saß stumm und mit gekreuzten Händen da; „also todt, arme Riotti!“ rief sie, „und du hattest vor Allen Ursache dem Unterdrücker der Nationen den Giftrank zu reichen.“

„In der That!“ sagte der Graf von Venoir — „Sie betheuerte auch ohne im mindesten an ihren Bundesgenossen Verrath zu üben, daß ihre That ein Werk der Rache gegen Napoleon gewesen sei, weil er sie, da sie jung war, unter dem Versprechen sie zu heirathen, verführt und sie und ihr Kind seither ohne Unter- stützung gelassen habe.“

„So sind denn wieder drei starke Aeste von unserem Baume gebrochen,“ sagte die Gräfin Orsini aufstehend.

„Desto mehr drängt die Zeit zur entscheidenden That,“ bemerkte der Graf Lenoir, „und so bringe ich Ihnen Signora die besten Grüße von Ihrer Verbündeten Madame Faure, die Sie zum entscheidenden Schlage mahnt und in wenigen Tagen selbst in Mailand eintreffen wird. Schon steht, wie ich Ihnen früher sagte der Fuß des Kaisers Napoleon auf einer der Inseln dieses See's, der auch Ihre Villa umschließt. — Es ist daher hohe Zeit zum Handeln, ehe Ihre noch übrigen Pläne von Fouché's Polizei verrathen werden.“

„Ich sage Ihnen Signora,“ setzte der Oberst hinzu, „eine der wichtigsten Erscheinungen, umkreist Ihre Insel — —“

„Nun?“ sagte die Gräfin gespannt. „Herr de la Pagerie,“ entgegnete der Graf Lenoir.

„Sie kennen diesen Mann?“ fragte die Gräfin aufflammend.

„Besser als Sie, Signora,“ entgegnete Graf Lenoir.

„Und wissen vielleicht auch,“ fuhr die Gräfin fort, „daß — daß Ghiraldina Ihre engelschöne Tochter,“

bemerkte der Oberst, „seine einzige Sehnsucht und Hoffnung ist.“

„Ich glaubte dieses Spiel geendet —“ rief die Gräfin, und hohe Röthe trat auf ihr Antlitz.

„Es ist erst im Beginne,“ bemerkte der Graf Venoir; „doch,“ setzte er hinzu, „soll es bald geendet werden . . .“

„Allwissender!“ fuhr die Gräfin Orsini jetzt wieder empor und ihre Blicke drückten alle Zweifel aus, die nun plötzlich in ihrer Seele emporstiegen — „bin ich nicht ein leichtgläubiges Weib, daß ich, ohne Sie sicher zu prüfen auch Ihren Reden so unbedingt Glauben beizumessen; was biethen Sie außer den Empfehlungen Madame Faure's für Garantien Ihrer Wahrhaftigkeit? und wer bürgt mir selbst für die unbedingte Ehrlichkeit Madame Faure's? — kann sie nicht das Geld des Dictators an der Seine für ihn umgestimmt haben?“

„Signora,“ sagte Graf Venoir mit schweren Ernste. „Ich saß erst vor Kurzem im Rathe der edlen Ungarn im Jagdschlosse am Karfunkelthurme in den Karpathen, wo ihr Verwandter, der edle Graf Arpad, ein ähnliches Bündniß wie das Ihre gegen den korsischen Machthaber verabredete — Genügt Ihnen dieß? . . .“

„Ah!“ rief die Gräfin Bianca Orsini überrascht, „was sagen Sie da? Ja, wenn der edle Graf Arpad,

mein Vetter, Sie in seine Kreise zog, dann hat Bianca Gräfin Orsini keinen Zweifel mehr gegen Ihre Person. — Verzeihung, mein Graf!“

Und Bianca Gräfin Orsini reichte dem Manne ihres Vertrauens ihre Hand zum Kuße . . .

7.

Der Cäsar in Neu-Athen.

Es gibt in der menschlichen Gesellschaft Personen, auf deren Stirn das; *veni, vidi, vici* geschrieben steht, und welche schon bei ihrem ersten Auftreten in einem Familienkreise herrschen, welche mit geheimer magnetischer Kraft alles anziehen, was sich in ihrer nächsten Umgebung bewegt, und einen Zauber auf diesen ausüben, als ob sie ein gebornes Recht hätten in diesem Kreise die Oberherrlichkeit zu üben; Alles lächelt ihnen zu, alles fügt sich ihnen, jedes Wort von ihrem Munde ist ein Orakel, weil Alles die wahre oder scheinbare Ueberlegenheit ihres Geistes fühlt, und achtet oder fürchtet

Anderer Personen gibt es wieder, deren Geist Riesenpläne anzudenken im Stande, deren Hand aber zu

schwach ist, diese Pläne allein auszuführen. Sie sind die klugen aber vorsichtigen Menschen, welche beseelt von der Idee des Geistes, stets einen Vormund brauchen, der ihren Griffel leitet, um diese Ideen in das Buch der Thaten einzuzichnen, der sie am Gängelbände führt, um diese Riesenideen zur Wahrheit zu machen und das Bühne zu verkörpern, was sie zu denken wagten.

Eine Erscheinung der ersteren Art waren im grauen Hause auf Isola bella Madame Faure und ihr Doppelgänger in der Protheus-Gestalt, Graf Louis Lenoir, eine Erscheinung der zweiten Art, die in ihrem Gedankenfluge und ihrer Leichtgläubigkeit so große, in ihren Handlungen aber zuweilen so zaghafte Gräfin Bianca Orsini. —

Es konnte daher auf der Villa der Gräfin Niemanden wundern, daß sowohl Madame Faure als Protheus-Lenoir kaum angekommen auch schon bei der Gräfin, deren Auge nur den Hoffnungsstrahl des aufsteigenden Sternes der „Italia una“ und keinen Schatten neben demselben erblickte, wahrhaft blinder Glaube und wahrhaft blindes Vertrauen fanden, und zwar ein Vertrauen, welches in der That an Unklugheit grenzte und um so thörichter erschien, je mehr Vorsicht die bewegte Zeit zum Gebote machte, denn die Hand des europäischen Dictators, streckte sich jetzt in ihrer ganzen Länge über

Wälschland aus und erfaßte eben mit aller Kraft die eiserne Krone von Monza mit der Inschrift ihres Reises: „Dio me la diede, quai à chi la tocca.“

Bianca Gräfin Orsini, im Banne jenes Zaubers, der zuletzt alle Sinne gefesselt hält, dachte und sann nichts anderes mehr, als „geheimen Krieg gegen den Zwingherrn Italien's und so rückte denn die Stunde näher, in welcher von den Verbündeten des grauen Hauses auf der Isola bella die letzte und gewaltigste Orsinische Bombe in das Lager des neuen Zeus im europäischen Götterhause geschleudert werden sollte . . .

Inzwischen hatte sich auch das finstere Farbenspiel im Familienbilde der Villa der Gräfin Orsini anders gemischt.

Der vielgestaltige Graf, Louis Lenoir, war in seiner wahren Gestalt in der That ein Apollo, jung, feurig wahrhaft männlich schön, von begeisternder Beredsamkeit und einnehmender Haltung, und übte schon in den ersten Tagen seines Auftretens auf der Villa einen Zauber aus, der ihm bald alle Herzen im Familienkreise der Gräfin zuwandte.

Es ist die Schwachheit des menschlichen Herzens, daß es sich von dem am meisten angezogen findet, was am fernsten steht, daß kluges Zurückziehen, fast mehr einnimmt, als begeistertes Entgegenkommen.

Der junge, schöne Graf Lenoir schien in den ersten Tagen seines Auftrittes auf der Orsinischen Villa Ghiraldina gar zu beachten, kaum hatte er für sie die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln, kaum streifte einmal im Vorübergehen sein Blick auf ihr schönes Antlitz. Er schien nur die Gesellschaft der alten Gräfin zu suchen und nur an den Augen dieser ernstern Gebietherin auf der Villa schien sein Blick zu hängen. — Fast ungerath schien dieses Benehmen gegenüber der engelschönen Ghiraldine — erst war es kalte Gleichgültigkeit, welche die schöne, nur ihres fernen Freundes des Herrn de la Pagerie denkende, Jungfrau dem Benehmen des Grafen Lenoir entgegensetzte; dann war es die weibliche Eitelkeit, welche sich im Herzen des schönen Fräuleins regte und Ghiraldinen in dem Benehmen des jungen Grafen eine Nichtbeachtung ihrer Vorzüge eine Art Zurücksetzung erblicken ließ, die dem stolzen Fräulein, dem sonst Alles huldigte, was sich auf der Villa bewegte, zuletzt peinlich zu werden anfing.

Ghiraldina begann den schönen stolzen Grafen, den Mann, der für ihre Reize keinen Blick, für ihre Vorzüge kein Wort der Bewunderung zu haben schien, während ihn jede Marmorstatue im Parke der Villa zur lauten Bewunderung begeisterte, zuerst mit Unmuth, dann mit Widerwillen und zuletzt mit förmlichem Haße

zu betrachten — und vom Haß zur Liebe — wie schmal ist dieser Weg! . . .

Der Herr de la Pagerie, dieser von der Gräfin Orsini nun in der That gefürchtete Mann, vor dessen räthselhafter Erscheinung, Madame Faure, noch vor ihrer Abreise ernstlich gewarnt hatte, schien fortan von der Insel ganz verschwunden zu sein. — Die Gräfin Bianca dachte nicht mehr an ihn und hegte die Meinung, daß sein Bild auch in der Seele Ghiraldinens allmählig erlöschen würde. Gab es doch in diesen bewegten Tagen eben ganz andere Bilder, welche das Auge der echten Tochter Italiens fesseln mußte.

Dort auf dem gepriesenen Hügel von Brianza an der Straße von Bellagio nach Mailand, wimmelte es von Menschen, Thieren und Fuhrwerken, welche der spähennde Blick des Beobachters von jenem alten Glockenthurme, der einst im alten Mittelalter die Bewohner der Gegend zu den Comitien rief, kaum mehr zu fassen vermochte, denn in langen, langen Reihen zog von den rückwärts glänzenden Alpen bis zu den Fluthen des Comersee's herab in das Paradies der Lombarde bei den Parks und Schlössern Monza's vorüber, die zahllose Menschenmenge, welche in jenem Lande, das schön ist, wie ein Gesang der Georgica, schön, heiter und voll Harmonie in der Hauptstadt eben ein Fest sehen sollte,

voll Schmutz und Pracht, wie seit langem keines mehr hier gesehen worden war.

Ein weiches, duftiges Licht lag über den Dörfern und kleinen Hügeln der Seen und prächtigen Villen, die sich zwischen den zahllosen Gärten allmählig entschleierten, wie dort oben auf den fernen Bergen die lustigen Klöster, die wie Gedanken des Himmels an den Felsen hingen.

Es ist das Land der Hesperiden und unten, wo ein ewig grünender Kranz frischer Blüthen ein Häusermeer verhüllt, an der Grenzsäule mit der Inschrift: „Milano“, da drängte es sich, wie in einem Bienenschwarm zu den Thoren des mächtigen Hauptlagers der Römer, wo ein Trojan einst seine Legionen campiren ließ, ein heiliger Ambrosius im Stuhle des Erzbischofes saß und einem Imperator Theodosius der Eingang in die geheiligten Hallen der Kirche verwehren durfte, bis dieser Buße gethan hatte, für den im Zorne an den Bewohnern Antiochien's verübten Mord, wo ein Attila seine Brandfackel, wo ein Belisar sein Schwert geschwungen, wo ein Karl der Große seine Krone getragen, wo die Häupter der Gibbellinen ihre Pläne entworfen hatten, zur Stadt, die einst ein Barbarossa der Erde gleich machte, und auf deren Boden er Salz streuen ließ.

Alle Corst der großen Hauptstadt wimmelten von

Menschen und Fuhrwerken; das Wunderwerk der Welt: der große Dom, dieses Riesengebäude, mit seinen achtundneunzig gothischen Thürmchen, seinen herrlichen Glasmalereien, Kanzeln und Chorstühlen von kunstvoll eiseligtem Erze, seinen 4000 Bildsäulen und seiner achtseitigen Kuppel, diese reichste Kirche Italien's mit der kolossalen Statue des heiligen Ambrosius und Carl Borromäus von massivem Silber, dieser prachtvolle Tempel Gottes, dessen Bau nicht weniger als 13 Millionen Dukaten kostete, war innen und außen mit verschwenderischer Pracht geschmückt für das bevorstehende Fest der Krönung des Kaisers Napoleons mit der eisernen Krone der lombardischen Könige.

Die Stadt, in welcher ein Virgil studierte, ein Valerius Maximus, ein Statius, ein Virgilius Rufus, Laufranco Alciat, Cordone, Vechi, Porta, Beccaria, Baringini und andere Coryphäen der Wissenschaft, lehrten, prangte in ihrem ganzen, festlichen Schmucke, — aber an ihren Thoren, da, wo einst der deutsche Barbarossa seine Geharnischten gegen die Mauern führte und der böhmische Igel ¹⁾ sein Roß halbiren ließ, und sich das Wappen mit dem halben Schimmel abholte, standen französische Chauffeur's als Wächter.

1) Igel heißt im Böhmischen Jezek.

Die letzten Tage des Maimondes waren herangezogen und der Tag des heiligen Philippus, das ist der 26. Mai, war als das Fest bestimmt, an welchem der Cardinal Caprera die eiserne Krone von Monza auf das lorberbekränzte Haupt des Mannes setzen sollte, der, wie seine Lobredner sagten, sein Genie und seinen Ruhm aufbot, um der Halbinsel Italien eine große Zukunft zu bereiten.

Die Corsi, die giardini publichi, ganz besonders aber der königliche Palast waren festlich geschmückt und in letzterem stand stolz und mächtig der gewaltige Dictator Europa's, Kaiser Napoleon Buonaparte der Erste.

Hatte draußen auf den öffentlichen Plätzen und in den Gassen Mailands der gewaltige Mars sein ganzes kriegerisches Gepränge entfaltet, so breiteten im Innern des königlichen Palastes Minerva und Romus ihre Schätze aus, um den Helden des Tages würdig zu feiern. Unter Anderen war der große Talma nach Mailand berufen, damit auch seine dramatische Kunst den „Ehrentag des Cäsars“ im Mailänder Theater verherrliche.

Corneille's Nicodemus, der seinem Schicksale trotzen sollte am Abende des Krönungstages dem Kaiser vorgeführt werden, aber nicht im öffentlichen Theater, welches er erst in den nächsten Tagen besuchen

wollte, sondern im Familientreise, im großen, grauen Saale des königlichen Palastes, wo die kleine Schaubühne aufgestellt war, auf welcher dem neuen König von Italien die ersten Ovationen dargebracht werden sollten.

Da stand der stolze Cäsar unter den Auserwählten seines engsten Cirkels, in welchem er nach des Tages Mühen, den von der Last des goldenen Krönungsmanuels ermüdeten Körper und das von der schweren Bürde der eisernen Krone gedrückte Haupt auf den weichen, dunkelblauen Sammt, des mit einem großen goldenen N unter der Königskrone gezierten Lehnstuhls auf ein paar Stunden ausruhen lassen wollte.

Die Treuesten der Treuen: die Generale, Berthier, Jourdan, Lannes, Mortier, Bessières und St. Cyr waren die ersten mit dem Kaiser in den Saal getreten, draußen vor der Thüre lag sein treuer Mameluk Rustan.

Jetzt ertönte ein mäßiger Trompetenschall, der Dictator ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder, der Saal füllte sich allmählig mit den Gästen, denen man zu dieser Abendfeierlichkeit Zutritt gelassen hatte und die Generale des Kaisers nebst vier jungen italienischen Nobili's, welche im höchsten National schmucke mit den dunklen Sammtkleidern und mit Edelsteinen ausgezierten

breiten Brustbändern prangten, standen in der Nähe des Kaisers.

Man hatte der Nationalität der Italiener geschmeichelt, indem man diesen jungen Adelligen und einigen italienischen Damen der vornehmsten Kreise Mailand's den Eintritt in den engen Zirkel dieser großen Festlichkeit gestattete.

So füllte sich allmählig der Saal und nach und nach waren auch sämtliche Staats-Großbeamte, welchen der Kaiser den Zutritt gestattete, im Saale versammelt.

Der Tag war noch nicht so weit vorgerückt, aber man hatte die Jalousien sämtlicher Fenster geschlossen, die silbernen Lampen an den Wänden angezündet und die großen Venetianerspiegel an den letzteren streuten ein magisches Licht in die Räume des Saales von dessen Plafond der Jupiter fulminans mit seinem feurigen Blitzbündel auf seinen verkörperten Doppeltgänger im Kronensessel herablickte und in dessen Nische die lebensgroßen Statuen, der Visconti's, Sforza's, Medicis und Doria's finster und ernst, wie die Gesichter einer vergangenen Zeit, auf die fremden Gäste ihrer vaterländischen Paläste herablickten.

Mit strahlendem Gesicht stand der kleine Corse, der Blick seines Feuerauges schweifte über die Zahl der Auserwählten, er mochte im Stillen denken: *Vae vic-*

tis! laut aber ging sein Lob in diesem Kreise von Mund zu Mund und sollte ganz besonders durch den Prolog, den der große Talma auf der kleinen Bühne zu sprechen hatte, zuerst in diesem Saale ertönen, sowie es die Schleppträger des Dictators dem Volke Mailands auf den Corsi's und Boulevards unten eben in tausend Weisen vorsangen.

Jetzt ertönte der zweite Trompetentusch, dann der gewaltige Pyramidenmarsch mit gedämpften Klängen, dann ließ sich der gallische Dictator in seinen Kronsessel nieder.

In diesem Augenblicke wehte die Saalthüre entzwei und ein junger Mann, im betreffenden Kleide eines kaiserlichen Kammerherrn, mit todtbleichem Gesichte trat in den Saal und schritt durch die Menge der Gäste gerade auf den Kaiser zu.

Es war Monsieur Talleyrand, ein Neffe des berühmten Ministers des Auswärtigen.

Er verbeugte sich vor dem Kaiser und reichte ihm ein versiegeltes Papier mit der Bitte dieses sogleich zu lesen. „Von dem Ceremonienmeister Salmatoris,“ lispelte er — „Euere Majestät geruhen augenblicklich zu lesen.“

Buonaparte nahm das Billet, stand auf und — erblaßte.

Der gewaltige Sieger von Marengo und Arcole mußte sich an der Lehne des Sessels halten.

Mit sichtlicher Aengstlichkeit erfaßte der Mann, der unerschrocken auf der Brücke von Arcole einen Kartätschenhagel bestanden und gewohnt war im Schlachtgetümmel zu lächeln, jetzt den Arm des neben ihm sitzenden Generals Berthier — „Freund!“ rief er mit unterdrückter Stimme, „ich bin verrathen — ha! sind Sie auch mit unter den Verrathenen! . . .“

Berthier sprang auf. — „Sire!“ rief er, „was bedeutet das? — was haben Euere Majestät?“

Aber der Kaiser wandte sich jetzt mit gleich ängstlicher Hast zur andern Seite:

„Jourdan! Lannes, Mortier, Bessières, St. Cyr!“ rief er, „verlassen Sie auch Ihren Freund und Wohlthäter?“

Wie ein elektrischer Schlag fielen diese Worte in den Kreis der Umgebung des Kaisers, die Generale sprangen auf, griffen nach ihren Degengefäßen und reiheten sich augenblicklich um den Gebiether, wie die Trabanten um den strahlenden Jupiter auf dem dunklen Himmelsplane.

„Majestät!“ rief Berthier, „fassen Sie sich, wir sind alle da — wir sind alle Ihre bis zum Tode getreuen Generale und Unterthanen!“

Schon machte die Bewegung im Saale Aufsehen. Alles richtete die Köpfe nach der Gruppe, wo der Kaiser stand, der jetzt das erhaltene Billet an Vessières übergab. —

„Aber so lesen Sie doch,“ rief er, „dieß Billet von meinem Präfecten und Ceremonienmeister Salmatoris; lesen Sie, lesen Sie: „wenn ich mich mit einem Schritte von der Stelle entferne, so sei ich des Todes, die Mörder, schreibt er, stünden neben mir.“

Der Kaiser blickte jetzt starr über die Menge — Todtenstille herrschte im Saale eine furchtbare Minute der peinlichsten Erwartung ging vorüber — jetzt zitterte der Silberklang einer Glocke durch die Räume des Saales — der blauseidene Vorhang der kleinen Bühne mit dem großen lorbeerumkränzten goldenen N unter der Kaiserkrone rauschte empor und auf dem treppenförmigen Podium der kleinen Bühne stand — der Präfect Salmatoris mit entblößtem Degen und hinter ihm eine doppelte Reihe von Gensdarmen mit vorgestreckten Gewehren, deren Läufe in den Saal gerichtet waren, die Hähne der Gewehre knackten, in diesem Augenblicke sprang auch die Saalthüre der entgegengesetzten Seite auf; der Commandeur der kaiserlichen Leibgarde trat herein, hinter ihm wohl fünfzig Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonetten und sein Finger wies sogleich auf

die vier jungen Nobili in des Kaisers Nähe, von denen zwei die italienische, zwei die Schweizer-Garde-Uniform trugen und welche augenblicklich von der Gensdarmarie umringt wurden, während der Kaiser von seinen Generalen umgeben schon im Nebenkabinete in Sicherheit stand. — — Präsekt Salmatoris aber donnerte von der Bühne herab:

„Im Namen des Kaisers! Jeder lasse augenblicklich seinen Dolch auf den Boden fallen, widrigenfalls eine Musketenfahle den Saal von den Verräthern befreien wird! —“

Abermals trat eine Todtenstille ein — Salmatoris verließ jetzt die Bühne und trat in den Saal herab, — auf seinem Befehl durfte sich Niemand im Saale von seiner Stelle rühren. — In nächster Minute standen jene vier Nobili allein in der Mitte der bärtigen Grenadiere, welche um sie einen Kreis geschlossen hatten . .

Zu den Füßen dreier dieser jungen Männer lag ein — Dolch . . . vergebens suchten ihn drei von ihnen mit den Fußsohlen zu bedecken, der vierte, ein baumlanger junger Mann in der knappen Schweizer-Uniform, riß aber ein langes Stilet aus seiner Uniform und schleuderte es, ohne daß ihn Jemand daran hindern konnte gegen jene Saalthüre, durch welche Kaiser Napoleon mit seinen Generalen abgegangen war.

„Bittere nur!“ rief er mit mächtiger Stimme und seine Augen sprühten Flammen, „zittere nur du feiger Tyrann über mein Vaterland, Tausende von Wilhelm Tell's Nachkommen haben dir so gut wie ich den Untergang geschworen. Heute entgehst du ihm noch, aber die gerechte Rache der gedrückten Menschheit folgt dir wie der Schatten auf dem Fuße. Verlaß dich darauf: ein frühzeitiges Ende ist dir unwiederrücklich bestimmt! — 1).

Nach diesen Worten stach er sich mit seinem Messer durch das Herz und fiel dem Grenadiere, der auch ihn niederreißen wollte, todt in die Arme.

Draußen aber riefen die metallenen Zungen aller Glocken des großen Mailand die Stunde aus, in welcher sich die feierliche Prozession zur Metropolitankirche in Bewegung setzte, wo der Kardinal Caprera mit der eisernen Krone auf den neuen König Italiens, Napoleon Buonaparte harnte

Während die große Ceremonie vor sich ging, blieben aber alle Thore des königlichen Palastes geschlossen und der kaiserliche Befehl durchlief die Räume desselben, daß bei schwerer Strafe Niemand von diesem Vorfalle reden dürfe, bei welchem Vorfall Kaiser Napoleon allerdings einen eben so großen Mangel an Geistesge-

1) Historische Worte.

genpart bewiesen hatte, als am 9. November 1799, da Arena und andere Deputirte zu St. Cloud ihre Dolche wieder ihn gezückt hatten.

Dennoch durchlief das Gerücht von diesem Attentate augenblicklich die Straßen von Mailand — rasch bildeten sich Deputationen, welche dem Kaiser ihre Glückwünsche bringen wollten aber keine einzige wurde vorgelassen, sie erhielten alle die Weisung: „für ihre anderweitigen Geschäfte zu sorgen.“

Gleich nach der ersten Durchsuchung der drei verhafteten Verschwornen und des vierten von ihnen, der sich selbst entleibt hatte, und Prüfung der in ihren Kleidern befindlich:n Briefschaften, diktirte der Präsekt von Mailand einen augenblicklich zu vollstreckenden Verhaftsbefehl; er lautete auf die Fahndung einer Person, welche lebendig oder todt einzubringen sei: der in Mailand's Vorstädten verborgenen Italienerin Bianca Gräfin Orsini

Der Herr de la Fagrie.

Noch war das Fedeum im Krönungsdomo von Mailand nicht vollendet, und schon war die Untersuchung gegen die Verschworenen dieses neuen Attentates im vollen Gange.

Die vier genannten jungen Leute waren, wie die drei Verhafteten von ihnen neben der Leiche des vierten jetzt unverholen aussagten, durch die Unruhen, welche Buonoparte in Italien und in der Schweiz gestiftet hatte um ihre Eltern und ihr Vermögen gekommen — sie hatten ihm Rache geschworen, sie waren darauf gefaßt, daß sie, wenn Buonoparte von ihren Händen gefallen sein würde, sie augenblicklich in Stücke gehauen würden; aber sie waren bei all ihrer spartanischen Opfer-

willigkeit unvorsichtig genug, Papiere bei sich zu tragen, welche ihre Mitverschworen verrathen konnten.

Fouché's Agenten hatten nun vollauf zu thun . . .

Während ganz Mailand ob dieses Attentates auf den französischen Kaiser in Aufregung war und man sich in allen Palästen und Corsi's mit den seltsamsten Vermuthungen über die eigentlichen intellectuellen Urheber dieser That beschäftigte, lag in einem Hause unfern der Kirche St. Lorenz mit den sechzehn Säulen, eines zur Römerzeit dem Hercules geweiht gewesenen Tempels, der liebe Gottesfriede in Gestalt einer herrlichen Jungfrau vor dem Bilde der Madonna, wie das schuldblose Kind an den Ufern des brausenden Meeres mit bunten Steinchen spielt, unbekümmert um das Wüthen des Elements zu seinen Füßen und kaum berührt von einzelnen Tropfen der thurm hohen Woge, welche aus dem schäumenden Trichter des Strudels emporsteigen.

Ghiraibine war's, die engelschöne schuldblose Jungfrau, welche unbekannt mit den Plänen ihrer Mutter und uneingeweiht in dieselben, mit letzterer und einem einzigen Diener nach Mailand gekommen war, um die Kaiserpracht des Krönungsfestes anzusehen, nicht ahnend, daß es ganz andere Fäden waren, welche die Gräfin Orsini zu diesem Kaiserfeste zogen . . .

Jetzt lag Ghiraibina vor dem Bilde der heiligen

Jungfrau, ihr Abendgebet verrichtend und der Rückkehr ihrer Mutter harrend, welche sich seit mehreren Stunden entfernt hatte, um angeblich ihren Notar in Mailand aufzusuchen und versprochen hatte, Ghiraldinen nach eingetretener Dämmerung abzuholen und mit ihr, während der festlichen Beleuchtung des großen Corso diesen zu befahren.

Jetzt rollte wirklich eine Carosse vor die Thüre des Hauses — Ghiraldina sprang auf ihre Mutter zu empfangen, wegen deren langen Ausbleibens sie bereits ein ängstliches Gefühl zu beschleichen begann — die Thüre sprang jetzt auf und mit dem Rufe: „Mutter! meine Mutter!“ flog Ghiraldina in den Arm der stattlichen Madame Faure . . .

Die Dame trat in einen dunklen Sommerüberrocke gehüllt mit sehr erstem Gesichte in das Zimmer — sie hielt einen Brief in den Händen, welcher ihre eigene Adresse und die Handschrift der Gräfin Orsini trug.

„Nummer 89 unfern der Kirche San Lorenzo“ — sagte sie halblaut, „so steht die Adresse der Gräfin von ihr selbst angegeben in diesem nach Paris an mich gesendeten Schreiben — und in der That hier steht ja wirklich schon unsere liebe Ghiraldina! — Ah! mein Kind, wo ist Ihre Mutter?“

Ghiraldina, das unschuldige in der Politik ihrer

Mutter bisher nicht unterrichtete Mädchen, hatte die unheimliche Erscheinung der klugen und feinen Madame Faure stets mit einem widerlichen Gefühle betrachtet — in diesem Augenblicke hatte das plötzliche Auftreten derselben für das Fräulein sogar Schreckliches. — Ghiraldine wußte sich das bange Gefühl, welches sie in diesem Augenblicke überkam, nicht zu erklären . . .

„Meine Mutter ist nach dem römischen Thore gefahren,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „um ihren Notar aufzusuchen, und in wenigen Minuten wird sie zurück sein.“

Ein freundliches Lächeln schwebte auf den Lippen der staatlichen Madame Faure.

Sie ließ sich auf das Sopha neben Ghiraldinen nieder.

„Nicht wahr, mein Kind,“ sagte sie zutraulich die Hand der Jungfrau erfassend — „diesen Besuch haben Sie hier nicht erwartet? Nun — wir haben uns mit ihrer Mutter brieflich an diesem Tage in Mailand ein Rendezvous gegeben und ich freue mich, nach der Adresse ihres an mich gerichteten Briefes ihr Quartier in Mailand im Treiben dieser Festtage der Kaiserkrönung so schnell aufgefunden zu haben. Ah! ist das im Lenzmonate bereits eine Hitze, reichen Sie mir doch ein Glas Limonade, meine Theure.“

Ghiraldina stand schweigend auf und ging in's Nebencabinet um das Verlangte zu holen.

Madame Faure empfing die Limonade dankend und nippte ein wenig.

„Wie schön Sie doch geworden sind, mein Kind,“ sagte sie das Fräulein lächelnd anblickend, „seit wir uns nicht gesehen haben, hat sich die Rose zu noch höherer Blüthe entfaltet — — ei, wie wird sich der Herr de la Pagerie erfreuen an Ihrem Anblicke.“

Ghiraldina erröthete.

„Madame!“ lispelte sie — aber die alte Dame fuhr fort.

„Nun, nun meinem Blicke ist Nichts entgangen, und so weiß ich ganz gewiß, daß Ghiraldina, die junge Gräfin Orsini die Fahrt nach Mailand doppelt gern mitmachte, weil sie hier den Erwählten ihres Herzens den jungen schönen Herrn de la Pagerie zu finden hoffen darf; Fräulein! Fräulein!“ setzte sie hinzu, „trauen Sie dem jungen Adler nicht zu viel, er könnte die Taube an ihrem Herzen verwunden und —“

In diesem Augenblicke schallte verworrenes Getöse vom Hofraume des Hauses durch das offene Fenster des Zimmers in welchem Ghiraldina und Madame Faure saßen — letztere trat rasch zum Fenster und that einen Blick hinab.

„Mein Betturino hat Händel angefangen,“ sagte sie unwillig; „ich muß den Burschen zur Ruhe weisen, erlauben Sie mein Fräulein . . .“

Nach diesen Worten verschwand Madame Faure aus dem Zimmer.

Aber das Getöse im Hofraume wurde bald stärker — Waffengeklirr und starke Männertritte tönnten dazwischen; der Lärm kam näher — jetzt schallte es auf dem Corridor bunt durcheinander. Ghiraldina glaubte die Stimme ihrer Mutter zu vernehmen, sie stürzte hinaus und prallte zurück.

Ein Haufe französischer Gensdarmen umgab ihre Mutter, die Gräfin Bianca Orsini, welche eben mit einem Betturino angefahren war, und sich in dem enormen Getöse der Kaufenden und Befehlenden vergebens mit ihrer Tochter zu verständigen suchte. Ghiraldine konnte nur noch wahrnehmen, wie der Sergeant der französischen Gensdarmmerie jenem Betturino, welcher die Gräfin Orsini hergeführt hatte, barsch den Befehl zuherrschte, links abzufahren — dann den Schlag eines andern Wagens öffnete, in welchen Madame Faure einstieg und auch die alte Gräfin Orsini von den muskulösen Armen zweier Gensdarmen hineingedrängt wurde; — dann reichten sich sechs berittene Carabinieri um diesen Wagen und fort ging es durch das geöffnete Thor des Hofrau-

mes, als ob Pluto seine Proserpina von Neuem in den Orcus hinabholen wollte.

Ghiraldine stand zuerst starr vor Schrecken; dann stürzte sie zur Thüre.

„Mutter! Mutter!! was war das!!“ — rief sie und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen — jetzt sprang die Thüre auf, und vier französische Gendarmen mit vorgestrecktem Bajonette standen vor Ghiraldinen.

„Sind Sie die Tochter der Gräfin Bianca Drisini?“ fragte der Sergeant dieser Gendarmen vortretend.

„Ich bin es!“ — hauchte Ghiraldina — „großer Gott! was wollen Sie — o meine Mutter!“

„Gut,“ sagte der Sergeant, „so folgen Sie uns.“

Ghiraldina hörte im Hofraume wieder einen Wagen vorrollen —

„Wohin?“ fragte sie, einer Ohnmacht nahe. —

In diesem Augenblicke sprang die Thüre auf, ein junger schöner Offizier in der französischen Gardeuniform trat herein.

Es war der Graf Louis Venoir. Ghiraldina erkannte ihn sogleich.

„Schützen Sie uns mein Herr!“ rief sie ihm entgegen, „man mißhandelt uns hier — ohne Zweifel verkennt man uns!“

„Zurück!“ donnerte der Graf Lenoir dem Sergeanten entgegen. — „Wer gibt Ihnen das Recht, gegen dieses Fräulein mit Verhaftung vorzugehen?“

„Diese Ordre, Oberst!“ entgegnete der Sergeant, indem er ein Papier aus seiner Uniform zog.

Der Graf Lenoir entfaltete es.

„Diese Ordre lautet nur auf die Verhaftung der Gräfin Bianca Orsini,“ sagte er, „und keineswegs auf die ihrer schuldlosen Tochter Ghiralbina —“

„Aber wir haben strenge Ordre alles Verdächtige im Hause zu verhaften,“ entgegnete der Sergeant, „und wenn die Mutter zu verhaften ist, wer bürgt da für die Tochter?“

„Ich,“ sagte der Graf Lenoir — „das Wort eines Obersten der kaiserlichen Garde ist, sollte ich meinen, genügend.“

„Herr Oberst,“ sagte der Sergeant mit einiger Verlegenheit — „ich nehme die Verantwortung nicht auf mich.“

„Halb rechts!“ kommandirte der Graf Lenoir.

In zwei Minuten stand der Graf Lenoir allein mit Ghiralbina im Zimmer — — halb ohnmächtig sank die Jungfrau auf das Sopha, er ließ sie in seinen Armen sanft niedergleiten.

Jetzt erwachte Ghiralbine aus ihrer augenblicklichen Betäubung.

„Mutter! Mutter!“ rief sie zur Thüre stürzend, — „was war das? wache ich denn oder ist es ein schrecklicher Traum, der mich gepeinigt?“

Jetzt fiel ihr Auge auf den Grafen Lenoir.

„O reden Sie, reden Sie,“ rief sie, „was war das? was hat man mit uns vor? wohin führte man meine Mutter?“

„Fassen Sie sich mein Fräulein,“ bat der Oberst „die Sache ist nicht so arg, als sie beim ersten Anblicke scheint, in Momenten, in denen ein ganzes Meer in Aufruhr geräth, kann es Niemanden befremden, wenn die aufschäumende Woge auch den ruhigen Zuschauer am Ufer bespült . . .“

„Was sollen diese räthselhaften Reden Herr Graf?“ fragte Ghiralbine, „o haben Sie Mitleid mit meiner Angst — wo ist meine Mutter?“

Jetzt faßte der Graf wieder beide Hände des schönen Mädchens und zog Ghiralbinnen auf das Sopha neben sich nieder.

„Was würde es nützen, mein Fräulein,“ sagte er sanft, „Ihnen ein Geheimniß aus dem zu machen, was Ihnen doch früher oder später jedenfalls bekannt werden muß — so wissen Sie denn; Ihre Mutter wurde eben

in den Palazzo Tivulzio als eine Gefangene abgeführt“

Ghiralbina erblaßte, ihre Lippen zitterten, sie mußte sich, um nicht umzusinken an der Lehne eines Sessels halten, der Graf Venoir unterstützte sie und ließ sie sanft auf das nebenstehende Sopha gleiten.

„Beruhigen Sie sich, theures Fräulein,“ sagte er, „ich konnte Ihnen das Schreckliche nicht verhehlen; denn es ist ja dreimal besser, daß Sie dieß durch Ihre Freunde erfahren, ehe die Sergeanten der kaiserlichen Garde bei Ihnen eintreten und vielleicht . . .“

Der Oberst hielt hier inne.

„Gott! o mein Gott,“ rief das schöne Mädchen in Thränen ausbrechend und händeringend, „wie kam das? was hat meine arme Mutter verbrochen, daß man sie verhaftet? hier kann nur ein entsetzliches Mißverständnis zu Grunde liegen!“

Der Oberst blickte die Jammernde mitleidig an.

„So hören Sie denn, was Sie endlich hören müssen, mein Fräulein,“ — sagte er, und nun erfuhr Ghiralbine von seinem Munde zum ersten Male das, was man vor ihr auf der Isola bella bisher sorgfältig verhehlt hatte, daß ihre Mutter die Gräfin Bianca Drsiui an der Spitze jener Agitation stand, deren Aufgabe, der ewige Haß gegen den „Soldatenkaiser“ Napoleon

Buonaparte, und daß deren Streben war: den Diktator auf alle mögliche Weise zu verfolgen, und ihn wo möglich, mit Gift, Doldch oder Blei für Europa ferner unschädlich zu machen.

Sie erfuhr, daß ihre Mutter nur deshalb zur Krönungsfeier nach Mailand gekommen sei, um im Momente der Ausführung des Attentates in der Nähe zu sein, und wenn letzteres gelänge, ähnlich einer Jeanne d'Arc, daß Banner der libera und una Italia durch Mailands Corsi zu tragen und eine zweite sicilianische Vesper gegen die Franzosen in Mailand zu improvisiren.

Die tiefe Bestürzung des nunmehr freilich etwas spät in die Geheimnisse des grauen Hauses auf der Isola bella eingeweihten Fräuleins war über alle Beschreibung. Ghiraldine zitterte am ganzen Leibe, Todtenblässe wechselte mit Flammenröthe auf ihrem Antlitze, dann floß ein Thränenstrom aus ihren schönen Augen, dann fiel sie auf die Knie und beschwor den im Bilde vor ihr hängenden Gekreuzigten und Madonna mit dem Kinde um Rettung ihrer Mutter.

Der Oberst ließ ihren ersten Schmerz austoben, als die Jungfrau nun müde und fast ohnmächtig wieder auf das Sopha sank, und stilles Weinen ihren Schmerz zu mildern schien, da faßte er wieder ihre Hand.

„Ghivaldine!“ sagte er tröstend, „in der That ihre Situation ist eine höchst traurige, aber Thränen und wären sie so heiß wie die Lava des Versuchs, können den schwarzen Stern, der über ihrem Haupte schwebt, nicht verschrecken, wir müssen jetzt vielmehr auf Mittel denken Ihre Mutter zu retten.“

„Großer Gott!“ rief die Jungfrau den Arm des jungen Mannes erfassend. „Warum denken wir erst jetzt daran? — o mein edler Freund und Helfer in der Noth! lassen Sie uns eilen, lassen Sie mich zu den Füßen des Kaisers stürzen, und um das Leben meiner Mutter fleh'n!“

„Wo denken Sie hin, Fräulein,“ fiel der Oberst ein; „der neu gekrönte Zeus im Götterhause Europa's, würde Sie jetzt, da er noch den Zorn über das freche und ruchlose Attentat in seinem Innern zu verarbeiten hat, mit einem Tritte seines ehernen Fußes zermalmen, und überhaupt geht jetzt zu ihm kein Weg als durch seine Garde.“ —

„So ist meine Mutter verloren!“ — jammerte die Arme, dann starrte sie wild vor sich hin, und sann eine Weile nach — plötzlich trat es, wie eine lichte Wolke auf ihre Stirne. —

„Gott in Deinen Höhen! wie konnte ich doch ihn vergessen!!“ — rief sie und ihr Auge glühte.

„Wen meinen Sie?“ fragte der Oberst.

Jetzt erhob sich Ghiraldina stolz und mit Würde.

— „O, wie müssen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „das thörichte Mädchen verlachen, das nur Thränen in dem Augenblicke hatte, in welchem es Vertrauen zu dem haben sollte, den sie im Herzen trägt vor Allen; — auf! auf mein Herr und führen Sie mich auf die Präfektur! ich will die Wohnung des Gardeofficiers Herrn de la Pagerie erfragen.“ —

Der Graf Venoir blickte dem schönen Mädchen starr in's Auge — „des Herrn de la Pagerie?“ fragte er.

„Nun ja,“ entgegnete Ghiraldina mit Hast, „des schönen, muthigen edlen Herrn de la Pagerie, den ich hier offen vor Ihnen, mein Herr, als meinen Erwählten, meinen Bräutigam bekenne und der mir das heilige Versprechen gab, in wenigen Wochen um meine Hand bei meiner Mutter anzuhalten — — oder habe ich kein Recht auf den Schutz dieses Mannes? — O, er ist es, der mich führen wird zu den Stufen des Thrones, wo der Zeus sitzt, dem ich, sanft wie ein Kind, die Blitze aus den Händen nehmen will, die er auf das Haupt meiner armen Mutter schleudert und die ich mit den Thränen meiner Augen auslöschen will, weil ja Kindesthränen mächtiger sind, als alle Ströme der Erde, mit ihren Gewässern!“ —

„Den Herrn de la Pagerie wollen Sie suchen?!“
fragte der Oberst wieder, und ein leises Lächeln spielte
um seinen Mund — „den Herrn de la Pagerie?!!“

„Ha! ich ahne,“ rief das arme Mädchen entsetzt,
„Sie haben ihn auch verhaftet — er war mit im Bunde,
dem meine Mutter anzugehören das Unglück hat! —
Entsetzlich!!!“ . . .

Ghiralbina bedeckte bei diesen Worten ihr Antlitz
mit beiden Händen und brach in lautes Schluchzen aus.

Der Oberst lächelte wieder — „den Herrn de la
Pagerie wollen Sie auffuchen?!“ —

„Nun ja!“ entgegnete Ghiralbina gereizt; „ich
werde ihn auffuchen und er soll mich zu den Füßen Des-
jenigen führen, der über das Schicksal meiner Mutter
entscheiden kann . . .“

„Ghiralbina!“ rief der Oberst — „was wollen
Sie thun!? wohin wollen Sie?“ —

„Zum Kaiser Napoleon!“ sagte das Mädchen sich
stolz emporrichtend. „Oder glauben Sie, eine Tochter
könne für ihre Mutter nicht Alles wagen?“ . . .

Der Oberst stand schweigend da und betrachtete die
herrliche Jungfrau. — „In der That,“ rief er dann aus,
„das grenzt an spartanischen Hochsinn! Ghiralbina! ken-
nen Sie den korsischen Abler? — Wollen Sie zur Sonne

fliegen, um sich die Flügel zu verschlingen, und wie Scarus in das Meer zu sinken? —

„Jetzt in diesem Momente der gräßlichsten Aufregung, da die Woge des Sturmes um Sie herum in furchtbarer Höhe schäumt, wollen Sie in die Höhle des Löwen treten?“

„O!“ erwiderte Ghiralbina und ihr Auge glühte „im Momente der höchsten Aufregung sind große Geister am ruhigsten; wenn Kaiser Napoleon wirklich den Namen des Großen verdient, den man ihm jetzt schon beilegt, so muß er ruhig bleiben und groß handeln, wenn ihm ein Opfer seines Zornes entgegenblickt — oder haben Sie vergessen, daß er, wie man sich erzählt, auch gleich nach dem Attentate der berüchtigten Höllemaschine in das Opernhaus trat, und kalt und ruhig der Vorstellung beiwohnte, als ob statt der Kartätschen, die man gegen ihn schleuderte, nur Coriandoli auf seinen Wagen gefallen wären?“

„Ja,“ fiel der Oberst ein, „für den Moment wußte der kleine Corse allerdings die ganze Fassung zu behaupten, die ihn in allen seinen Unternehmungen stets zum Meister der Situation macht, und für einen Augenblick schien das *si fractus illabatur orbis imparidum ferient ruinae* auf seine Stirne geschrieben; für einen Moment spielte er den Mann mit der eisernen Maske;

aber er spielte ihn nur, damit der Löwe bewundert werde, der die auf ihn geschleuderten Pfeile abschüttelt, und stolz und ruhig den königlichen Weg weiter schreitet — in seiner Ader kochte dennoch corsisches Blut und gefährlich ist es in der That, in die Höhle des Löwen zu treten, so lange sein Blut noch siedet . . .“

Ghiraibina blickte den Deklamator mit seinen hochtönenden Phrasen mitleidig an, als wollte sie sagen: „O! ihr Kleinmüthigen!“ und eilte jetzt in das Seitenkabinet, aus welchem sie bald mit ihrer Robe bekleidet zurückkam.

Der Oberst stand schweigend und sichtlich verlegen da. —

„Ghiraibina,“ sagte er endlich, „es ist unmöglich, in diesem Momente bis in das Kabinet des Kaisers zu gelangen. Im königlichen Palaste ist Alles in Bestürzung und Bewegung; durch wen wollten Sie Zutritt bei Napoleon erlangen?“ —

„Durch Sie freilich nicht,“ entgegnete die junge Gräfin mit feinem Spotte. — „Aber ich sagte Ihnen schon,“ fuhr sie fort, „daß es eine Hand in Mailand gibt, die mich sicher geleiten wird zu dem Throne, wo das Wort der Gnade erschallen wird für die unglücklichste Tochter der unglücklichen Mutter!“

„Ah! also doch — den Herrn de la Pagerie meinen Sie?“ sagte der Graf Lenoir, „o, mein Fräulein, Sie kennen diesen Herrn de la Pagerie nicht —“

Ghiraldina lächelte. —

„Ich verstehe dieses Lächeln,“ sagte der Oberst, — „es ist das Lächeln der vertrauenden Liebe — — aber, mein Fräulein, wenn Sie wüßten, daß dieser Herr de la Pagerie, der auf Isola bella den schmachtenden Daphnis der liebeathmenden Chloe spielte, ein eifriger Anhänger der französischen Sache, so zu sagen ein Altterego des korsischen Nachhabers, ein geheimer —“

„Halten Sie ein!“ rief Ghiraldina, „schmähen Sie nicht einen Mann, dessen Herz Sie nicht kennen — der Herr de la Pagerie, ein Verräther? ein geheimer Sendling Buonapartes, wie Sie wohl sagen wollen? — o! er haßt die soldatische Willkühr dieses Usurpators, sein Herz schlägt für Milde und Recht, er wird dereinst den Despoten verlassen, so bald es die Verhältnisse erlauben, und nächstens in die Dienste des rechtlicher gesinnten, neuen Vicekönigs von Italien übertreten.“ —

„Des Vicekönigs? des Beauharnais?“ fragte der Oberst, und sein Gesicht deckte jetzt wieder eine andere Farbe.

„Ja!“ entgegnete Ghiraldina, „und finde ich bei Kaiser Napoleon keine Gnade für meine Mutter, so wird

mir der Herr de la Pagerie bei dem neuen Vicetönige Zutritt verschaffen, bei dem er Alles vermag, wie er sagte — darum mein Herr, wollen Sie mir gefällig sein, wie sie sagen, so helfen Sie mir das Quartier des Herrn de la Pagerie aufzusuchen.“ —

Der Oberst stand jetzt eine Weile in tiefem Sinnen.

„Ghivaldina!“ sagte er endlich, „versprechen Sie mir eine Stunde lang zu warten — ich werde dann kommen, und Ihnen Nachricht bringen, wo Sie den Herrn de la Pagerie finden können.“ . . .

„Eine ganze lange Stunde?“ fragte das Fräulein, „o, meine Mutter! meine Mutter! — mein Gott, was kann in einer Stunde Alles geschehen!“ —

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein,“ sagte der Oberst, „Ihrer Mutter wird in dieser Stunde kein Haar gekrümmt werden.“ —

Ohne weiter eine Antwort Ghivaldinens abzuwarten, stürmte der Oberst die Treppe hinab; — auf der untersten Stufe aber lispelte er vor sich hin: „Es ist die höchste Zeit hier zu handeln, — die Minuten sind Diamanten! — man muß sie hier aufhalten, so lange als möglich.“

Aber auch für Ghivaldinen waren die Minuten Diamanten. . . .

In weniger als einer halben Stunde fuhr am Palazzo delle Scienze e arti eine Carosse vorüber, in derselben saß Ghiraldina; sie fuhr auf die Präfectur, um das Quartier des Herrn de la Pagerie zu erfragen.

Am genannten Palazzo wogte aber bereits eine solche Menschenmenge, daß weder Roß noch Wagen weiter passieren konnten; denn die Kunde von dem neuen Attentate auf den Kaiser Napoleon hatte bereits die ganze große Stadt durchdrungen, und die größte Aufregung gab sich auf allen Straßen, in allen Theatern, Gärten, Corso's und an den öffentlichen Orten kund; laute Rufe: „evviva Napoleone! imperatore! re d'Italia! abasso i conjuratori!“ und ähnliche durchzitterten die Luft, Kränze, bunte Teppiche, und Büsten des Kaisers schmückten mehrere Fenster.

Bergebens hatte die französische Polizei sich alle Mühe gegeben über die That einstweilen noch den Schleier des Geheimnisses zu decken.

Auch der Wagen, welcher Ghiraldina führte, mußte anhalten. —

Der Betturino fragte den Portier des Palastes, warum hier eine so ungewöhnliche Menschenmenge zusammengeströmt sei.

„Der Kaiser Napoleon wird hier erwartet,“ antwortete der Portier kurz. —

Der Betturino hatte bereits vorher beim Fahren über den großen Corso Einiges von dem Attentate auf den Kaiser gehört. —

„Jetzt?“ fragte er — „man spricht doch in allen Straßen von einem neuen Hölleuententate auf den Kaiser — da wird er wohl was anderes zu thun haben, als sich die Gallerien im Bildersaale da oben zu beschauen.“

„Corpo di bacco!“ rief der Thürhüter, ein echter Franzose mit ellenlangem Knebelbarte. „Wär's auch — was schadet das dem kleinen Corsen. Ich sage Dir, das ist so seine Art; daß er, wenn es am heftigsten auf ihn niederblitz, nach einem Buche, einem Bilde oder einer Feder greift, und die Wolken erbleichen die über seinem Haupte schweben; . . . 's muß im buonopartischen Blute liegen das; — der Vicekönig ist auch schon in den Sälen des Palazzo und erwartet den Kaiser.“

„Der Vicekönig?“ fragte Ghiraldina.

„Nun ja, der Beauharnais,“ entgegnete der Portier, „der Vicekönig, der nächste am Kaiser in diesem Lande.“

„Der nächste am Kaiser in diesem Lande!“ wiederholte Ghiraldina langsam, — dann warf sie ihre schönen Augen gegen den Himmel.

„Ich danke Dir, Du ewige Vorsehung,“ rief sie, „daß Du mich gerade im rechten Momente an diese

Stätte führtest.“ Und sie verabschiedete den Betturino und trat in den Palast, und stieg die bunten mit blauen Teppichen belegten Stufen empor.

Schönheit und Trauer bestechen gar leicht die Herzen. . . . So kam's, daß Ghiraldina, die herrlich aufblühende Jungfrau der Isola bella gar bald durch alle die zahlreichen Wachen der Treppen und Säulengänge in den silberschimmernden Vorsaal des Palastes gelangte und mit pochendem Herzen vor den riesenhaften Venezianerspiegeln einsam stand, während der dienstthuende Cameriere sie beim Prinzen Beauharnais dem designirten Vicekönig Italiens zu melden ging, von dessen menschenfreundlicher Verwendung Ghiraldina das Leben ihrer Mutter erbitten wollte. Das kindliche Gefühl ihres Schmerzes war aber so groß, daß sie in diesem Augenblicke nicht mehr an ihre ursprüngliche Absicht dachte, zuerst den Herrn de la Pagerie in der großen Stadt aufzusuchen und zu ihrem Anwalte beim Vicekönig zu machen. . . .

Der dienstthuende Cameriere, ihren Schmerz ahnend, hatte nicht nach dem Grunde desselben gefragt; aber er hatte ihr zum Troste in der Kürze viel des Schönen und Guten von dem jungen Vicekönige gesagt, und sie versichert, daß sie bei diesem Hülfse finden würde,

und wenn Kaiser Napoleon zehnmal sein eisernes „Nein!“ gesprochen hätte. . . .

So pochte denn das Herz der schönen Ghiraldina mit jeder Minute in rascheren Schlägen . . . jetzt dröhnte die große Schlaguhr in dem mit den Marmorbüsten, der Tasso's, Dante's, Petrarca's und anderer Meister des italienischen Gesanges gezierten Saale, die zwölfte Mittagstunde, die Flügelthür des letzteren wehte entzwei, zwei in Blau und Gold gekleidete Pagen drückten sich an die beiden Seiten der Thüre, der laute Ruf: „Seine Hoheit Prinz Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien!“ schallte aus ihrem Munde; Ghiraldinens Kniee zitterten, sie blickte auf und — ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihrer Brust — — — vor ihr stand ihr geliebter Freund der Herr de la Pagerie. . . . Träumte sie? — war es Wirklichkeit, was sie sah?? . . . Nein! nein! sie träumte nicht. — Jetzt trat Prinz Eugen, der Vizekönig von Italien, dessen jugendlich schönes Antlitz gleichfalls die Farbe der Ueberraschung trug — der jungen Dame näher, während sein Wink die beiden Cameriere aus dem Zimmer entfernte.

„Ghiraldina!“ rief er, der Lieblichen seine Arme entgegenstreckend — Todtenblässe wechselte jetzt mit glühender Röthe auf dem Antlitze des Fräuleins.

Ein unnennbarer Schmerz schien ihre Lebensader

plötzlich zu zerschneiden, — vor ihren schönen Augen zog es dunkel vorüber, wie ein Thränenflor; und doch konnte sie nicht weinen, — sie fühlte sich getäuscht, verletzt, verrathen — sie hatte in einem Augenblicke Alles gefunden, was sie suchte und Alles verloren, was sie fand.

„Hoheit!“ . . . war der einzige Laut, den sie stammelte; dann brach ein Thränenstrom aus ihren schönen Augen, wie die Wolke niederweint, wenn das Donnerwort gesprochen ist, daß die hoffnungreiche Saat der Erde der Zerstörung preis gibt. —

Aber der Prinz faßte jetzt die schönen Hände der Jurgfrau und drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirne.

„Verzeihung, meine Ghiraldina!“ bat er, den Liebling seiner Seele an seine Brust ziehend. „Verzeihung, daß ich Dich, Du mein Ein und Alles, Du Erwählte meines Herzens, eine kurze Zeit täuschen mußte. . . . Ja, ich bin Eugen Beauharnais seit wenigen Tagen Vizekönig von Italien . . . und wenn ich Dich, Du meine zweite Seele unter dem Namen eines Herrn de la Pagerie eine kurze Zeit täuschte, so war dieser Name doch keine Lüge, denn Tacher de la Pagerie ist ja der Familiennamen meiner herrlichen Mutter Josefina Beauharnais, der Gemalin des Kaisers der Franzosen.“ . . .

Bei diesen Worten zog Prinz Eugen Ghiraldina an seine Brust, aber das Fräulein entwand sich sanft

feinen Armen; Ghiraldina schien jetzt ihre ganze Fassung wieder zu gewinnen. „Hoheit,“ sagte sie mit Ruhe und Würde, aber mit zitternder Stimme, wie eine Sterbende, die mit allen Hoffnungen des Leben zu brechen beginnt, — — — „Hoheit! — Sie spielten mit meinem Herzen, das nur Ihnen gehörte, — und Sie haben dieses Herz gebrochen — — — enden Sie nun dies Spiel! — die unglückliche Tochter der unglücklichen Mutter Bianca Orsini fühlt mit diesem brechenden Herzen nur zu tief, welche endlos tiefe Kluft sich zwischen dem Kinde der Hochverrätherin und dem Sohne des neugekrönten Kaisers der Franzosen, dem Vizekönige von Italien, plötzlich ausdehnt!!! — O, welch' unseliges Schicksal!“ —

Das schöne Mädchen zitterte bei diesen mit unendlichem Schmerze herausgepreßten Worten am ganzen Leibe — aber der junge Prinz blickte die Jungfrau jetzt mit seinen klaren leuchtenden Augen an; das Bild seiner großen edlen Seele prägte sich jetzt in seiner ganzen Schöne auf seinem männlich ernstern Antlitze aus. —

„Ghiraldina!“ rief er, und sein Auge strahlte, — „Du Seele meiner Seele! Du mein zweites Ich! Mein Ein und Alles! — wie sehr verkennst Du den Mann Deiner ersten und einzigen Liebe! Hältst Du mich denn wirklich für fähig, daß ich mit Dir, Du meine herrliche Blume im Garten Gottes auf Erden, ein so treuloses

Spiel triebe, und jemals ein Herz brechen könnte, das mir mit so hoher, reiner Liebe entgegenschlägt?“ —

Ghiraibina blickte schweigend vor sich hin, aber auf ihren Augenwimpern zitterte eine Perle nach der andern. —

„Du fragtest nicht nach meinem Stande, nicht nach meinem Namen,“ fuhr der Prinz fort, „und nahmst mich hin, wie ich mich Dir hingab — und nun meinst Du, Seele meines Lebens, ich könnte das Wort der Liebe, welches ich im Garten auf Isola bella zu Dir sprach, im Palaste zu Mailand vergessen? . . . nein! mein süßes Kind! was der Herr de la Pagerie, der Dich, seine erste und einzige Liebe, einst als Knabe auf dem Weltmeere aus den Wellen des Teifun rief, der Dir, von einer liebenden Vorsehung geleitet, wieder unter den Friedenspalmen der herrlichen Isola bella begegnete, der vor wenigen Wochen im Parke Deines heimatlichen Hauses gelobte, das wird der Prinz Eugen Beauharnais Dir halten — Deine Mutter wird leben und frei, und Du wirst, so wahr ein Gott in den Höhen lebt, die Gattin des Vicekönigs von Italien sein.“ . . .

In diesem Momente flog die Saalthür auf und der dienstthuende Kammerherr meldete: „Seine Majestät der Kaiser der Franzosen!“

Napoleon der Erste trat in den Saal — der Prinz von Beauharnais trat ihm entgegen, und Ghiraldina, die Tochter der Hochverrätherin Bianca Gräfin Orsini stürzte durch die entgegengesetzte Saalthüre hinaus, um den Palast zu fliehen, wo die Liebe den Anker der Hoffnung für immer verloren hatte. . . .

Im Lager von Boulogne. — Der Fahneueid.

Die Festlichkeiten nach der Königskrönung in Mailand nahmen alle Sinne der heißblütigen Italiener in Anspruch und das Intermezzo des Attentates gegen den Kaiser der Franzosen schien bereits vergessen zu sein, aber nur der Troß des Volkes bei seinen Weinschläuchen und Maccaroni-Töpfen dachte nicht mehr daran, in den Kreisen der feineren Gesellschaft wußte man gar wohl, daß die Fäden der ganzen Verschwörung durch Fouché's und Salmatori's Hände immer enger gezogen wurden, man wußte daß die Gräfin Bianca Orsini plötzlich verschwunden war, und zweifelte nicht, daß ihre Leiche bereits in irgend einem der tiefsten — finsternen unterirdischen Gewölbe des Castell's verscharrt liege, — man wußte, daß die Verschwörung weniger durch Fouché's

Agenten, als vielmehr durch die eigene Unvorsichtigkeit eines jener jungen Italiener, welcher das Attentat zunächst vollführen sollte, verrathen worden war; dieser hatte nemlich am Morgen der beabsichtigten That bei einem Priester, der als ein Feind Buonapartes ausgesprochen hatte, nach wälscher Banditenmanier noch gebeichtet, und — die Absolution bekommen. Aber der Priester hatte bald darauf, in der Hoffnung auf guten Lohn, die ganze Verschwörung dem Cermonien-Minister Salmatoris verrathen; — man sprach davon daß die drei überlebenden Verschwornen mit Marter-Instrumenten buchstäblich in Stücke zerrissen worden seien; man erzählte sich, daß der erwähnte Priester, bei welchem einer der Verschwornen gebeichtet, und die Anzeige des Complotes eine Stunde lang verzögert hatte, weil er einem Mörder die Absolution ertheilte, erschossen worden sei; ¹⁾ ja man wußte, daß Salmatoris selbst in Ungnade kam, und beinahe seinen Posten verlor, weil er dem Kaiser, statt ihn persönlich und insgeheim von dem Vorhaben der Verschwornen in Kenntniß zu setzen, mittelst des erwähnten Billets gewarnt, und ihm hiedurch Veranlassung gegeben hatte, Befangenheit und Schwäche in jenem Kreise zu verrathen, in welchem der

1) Geschichtlich.

Kaiser der Franzosen nur als Heroß erster Größe glänzen durfte.

Kaiser Napoleon und sein Polizei-Minister schienen jetzt die ganze Verschwörung deren verbreitende Fäden sie längst in Händen hatten, mehr verachtung= als strafwürdig zu finden.

„Nur die Muthvollen und einer großen That fähigen unter den Verschwornen dieses Attentates müsse man strafen“ hieß es, „die Phantasten ohne Thatkraft und eigenen Willen müsse man laufen lassen; insbesondere dürfe es keinen Krieg des Helden mit den Weibern geben. —“

„Die Zeit sei so groß und fordere jetzt große Thaten; mit Muthenschlägen kleinlicher Rache gegen Mücken, welche den Löwen stechen wollten, könne jetzt der Sieger von Arcole und Marengo seine Stunden nicht ausfüllen, die Nation erwarte „Größe“ von ihrem Kaiser, und somit seien die Acten über den beabsichtigten Dolchstoß der Verschwornen im Palaste zu Mailand abgeschlossen. . . .“

So hatte Kaiser Napoleon nach seiner Rückkehr im geheimen Staatsrathe zu Paris gesprochen, so sprach sein Polizei-Minister, so sprach zuletzt das die ganze Verschwörungsgeschichte bald wieder vergessende Volk, so sprach jetzt auch der junge schöne Oberst Louis, genannt

Graf Lenoir, als er mit Ghiraldinen allein auf einer Gondel am lago maggiore der Isola bella entgegen schwamm, um die nun in der Welt allein stehende Jungfrau in das Besizthum ihrer Mutter zurückzuführen. „Die Gräfin Bianca Orsini“ sagte er, „habe wegen des beabsichtigten Attentates auf den Kaiser Napoleon welcher mit Weibern keinen Krieg führe, nichts zu büßen. Die schützende Hand des Vicerönigs sei es ohne Zweifel, die es ihr ermöglichte, gleich nach der Festnehmung der übrigen Verschwörer über die Barrieren Mailands, über die Grenzen Italiens nach Tirol zu entfliehen. —“

„Ja sie fand wie der Oberst weiter berichtete bei diesen angelangt, sogar Pässe in ihrem Gepäck, die eine unsichtbare Hand hineingelegt hatte, und welche nach Ungarn lauteten, wo sie bei ihrem Verwandten dem Grafen Arpad in den Karpathen, Aufnahme zu finden hoffen durfte, und wo sie Ghiraldina erwarten werde, wenn diese an der Hand des Mannes, der ihr lange schon wie ein schützender Genius gefolgt sei, Italien rasch verlassen, und in der Nähe ihrer Mutter einem neuen glücklichen Leben entgegengehen wolle. . . .“

So redete der junge schöne Oberst zu Ghiraldinen; die Liebliche lächelte unter Thränen und ihr nach

Süden gewandter Blick schien zu sagen: „ein glückliches Leben ist für die Tochter der Gräfin Orsini vorüber. . .“

Der Herr von Venoir verstand diesen Blick — er schwieg. —

Aber schon am dritten Tage nach der Rückkehr auf die Villa der Gräfin, trat er in das Gemach Ghiraldinens und las — ein guter Rechner — auf dem bleichen Antlitze der jungen Dame die Zerrissenheit ihres Gemüthes, den heißen Wunsch ihrer Mutter nach Ungarn zu folgen — und wieder ihre Unentschlossenheit das Land zu verlassen, in welchem der athmete, dem jeder Pulsschlag ihres Lebens gehörte — — Eugen Beauharnais, der Vizekönig Italiens. . . .

Die Unglückliche fühlte zu gut, daß ihre Liebe eine hoffnungslose sei, daß die Politik eine unübersteigbare Scheidewand zwischen ihr und Eugen dem Vizekönige aufbaue, daß sie den ganzen Zorn des Kaiser Napoleons gegen sich wachrufen müsse, wenn dieser zur Kenntniß ihres Verhältnisses zu seinem königlichen Stieffohne gelange. . . .

„Entsagen! Entsagen!“ hieß für Sie daß einzige Wort, welches fortan in ihrem Herzen wiedertönte; sie fühlte sich trostlos, krank, allein. — Sie zitterte vor dem Augenblicke, in welchem die Thüre ihres Cabinetes auffliegen, und Eugen Beauharnais hereintreten könnte;

und zitternde Erwartung dieses Augenblickes malte sich auf ihrem Antlitze, denn ihre schönen, fortwährend in Thränen schwimmenden Augen starrten in jeder Minute nach der Thüre — jetzt — jetzt — jetzt schallte der Tritt des Ersehnten vor dieser Thür, jetzt erschloß sich dieselbe — und — — der Graf Lenoir trat wieder herein. —

„Ich komme Gräfin,“ sagte er, „um Abschied zu nehmen.“

„Abschied?“ fragte Ghiraldina und eine leichte Röthe trat auf ihr Antlitz.

„Meine Pflicht ruft mich nach Mailand zurück,“ sagte der Oberst, „und hier ist meine Aufgabe vollendet, nachdem ich das Glück genoß, Sie, mein Fräulein, in die Friedensstätte Ihres Mutterhauses zurückzuführen, wo Sie ohne Zweifel zu bleiben gedenken, da Sie meinen Rath, Ihrer Mutter nach Ungarn zu folgen, nicht befolgen wollen.“

Ghiraldine blickte schweigend zu Boden, der Oberst aber fuhr fort.

„O! ich weiß,“ sagte er und ein Zug bitteren Gefühles trat auf seine Lippen, ich weiß, daß nur ein Gedanke, ein Bild in Ihrem Herzen lebt, daß nur Eine Hoffnung Sie an dieses Eiland bindet, die Hoffnung — ihn wieder zu sehen — ihn für den alle ihre

Pulse schlagen! — aber wahre Liebe, mein Fräulein ist nicht bloß heiß, sie ist auch groß; — opferwillig! —“

Ghiraldine blickte dem schönen jungen Mann fragend in's Auge.

„Ghiraldine!“ rief jetzt der Oberst, „fühlen Sie nicht, daß Ihre Liebe zu dem Manne Ihrer Wahl vom Schicksale bestimmt ist, sich selbst zum Opfer zu bringen? . . . oder täuschen Sie sich so sehr, zu glauben, daß Napoleon Buonaparte der Große sich jemals bewogen finden werde, die Tochter der Gräfin Orsini als seine Schwiegertochter anzuerkennen!!! — —“

Der feine Spott der in diesen Worten lag, rief eine hohe Röthe auf dem Antlitze Ghiraldinens hervor, — sie begann in diesem Augenblicke lebhaft zu fühlen, daß ihre Liebe zu Eugen Beauharnais dem Vice-Könige Italiens, eine Thorheit, wo nicht ein Wahnsin sei, — — sie fühlte trotz des peinlichen Eindruckes, den diese Sprache Lenoirs auf sie machte, daß eben diese Sprache die ehrlichen Worte eines ehrlichen Mannes seien, der in diesem Augenblicke dem Arzte mit der Lanzette glich, welcher mit raschem Griffe in den wunden Leib einschneidet um zu heilen — — die Wirkung dieser offenen Sprache des Obersten auf Ghiraldinen, war daher keine ungünstige — — ihre großen dunklen Augen ruhten in diesem Momente zum Erstenmale recht lange auf

den edlen Zügen des schönen Mannes, sie fühlte, daß dieser Mann auf ihr Gemüth eine Macht üben könne, wie Männer sie auf jene Frauen üben, denen diese unwillkürlich Achtung zollen müssen.

Ghiraudine fühlte, daß sie in diesem Augenblicke nichts zu entgegnen habe; hinter dem Schilde ihrer namenlosen Liebe zu dem Prinzen Eugen konnte sie sich gegen die ehrliche Mannessprache Lenoirs nicht vertheidigen. .

Sie bat, das Gespräch abbrechend, den jungen Obersten nur um die Verzögerung seiner Abreise und setzte leise und mit zitternder Stimme hinzu: „daß seine Rathschläge für sie die Worte eines Freundes seien, der, wie sie sehe, es mit ihr aufrichtig meine.“

Der Oberst blieb.

Er blieb auf Isola bella — wohin die Hand eines vertrauten Gondoliers nun schon dreimal Grüße der Liebe in Briefen trug, welche Eugen Beauharnais, der Vice-König Italiens seiner Ghiraudine sandte und in denen er ihr sein baldiges Erscheinen ankündigte. — So hoffte, harnte und kämpfte die Liebe Ghiraudinen's in ihrer Einsamkeit, außer zwei Dienern der Villa, hatten sich alle Bewohner derselben nach der bekannt gewordenen Verhaftung der Gräfin Bianca Orsini zerstreut, und auch Oberst Lenoir hatte sich verabschiedet und war nach Mailand zurückgekehrt.

Einsam, eine Verlassene, Gemiedene, stand nun Ghiraldina in ihrer Villa, deren Besitzthum nach genauer Durchsuchung der französischen Polizei nicht weiter berührt wurde. Niemand schien sich um die schöne Tochter der Hochverrätherin Bianca Gräfin Orsini zu kümmern. — —

Niemand ahnte aber auch, daß diese gänzliche Nichtbeachtung des Orsini'schen Besitzthumes auf Isola bella eine Anordnung des Prinzen Eugen war, der, nachdem Kaiser Napoleon Italien wieder verlassen hatte, mit der Würde des Vicekönigs bekleidet, auf Isola bella den Sitz seiner Liebe aufschlagen wollte, und in allem Ernste damit umging, Ghiraldinen seine Hand vor dem Altare zu reichen! — —

Die erste Liebe ist stärker als jede Macht auf Erden, sie meint, gleich einem Atlas die Welt auf ihren Schultern tragen zu können.

Eugen von Beauharnis, der ritterliche, der edle, hochsinnige, von allen Partheien gleich geachtete Sohn der schönen Kaiserin Josefina barg in seinem großen Herzen den Plan, lieber die Würde des Erzstaatskanzlers von Frankreich, des Vicekönigs von Italien und das Großkreuz der eisernen Krone seinem Stiefvater zu Füßen zu legen, als der Liebe zu Ghiraldinen zu entsagen. Sobald seine dringendsten Geschäfte nach der Ab-

reise des Kaisers Napoleon von Mailand geordnet sein würden, wollte er nach Isola bella abgehen, und seiner Ghiraldina sagen, daß er ihr, ihr gehöre für Zeit und Ewigkeit, und nur an ihrer Hand den königlichen Palast in Mailand wieder sehen wolle. — —

Inzwischen betrachtete sein vertrautester Gondoliere den Umkreis der Insel, die seine Liebe barg, auf daß der Jungfrau, die er einer königlichen Krone würdig hielt, in den Wirren jener bewegten Tage, kein Haar gekrümmt werde.

Ghiraldinens Herz dagegen, nicht minder groß und stark, kämpfte den schwersten Kampf der Liebe mit dem Verstande.

Während auf Isola bella die Liebe ihre Seufzer zum Himmel hauchte, hatten sich mittlerweile am politischen Himmel große Dinge vorbereitet.

Das große Buch des neuen Jahrhunderts lag nun aufgeschlagen, die vier ersten Blätter desselben waren bereits mit goldenen Lettern — für Frankreich — mit dunklen für den übrigen Continent beschrieben.

Die Hand, welche diese Hrogllyphen der Zeit in das Riesenbuch des Jahrhunderts einzeichnete, war die des kleinen Corsen, sein eiserner Griffel der Degen von Marengo. — —

Und also gährte im Gehirne des „kleinen Corsen“ Napoleon Buonaparte, welcher damals die Geschichte Europa's in seinen Händen hielt, mit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts „der eisernen Waffe“ auch ein Riesenplan, der nichts Geringeres bezweckte, als die gänzliche Vernichtung der brittischen Seemacht, die Demüthigung und Unterjochung Brittaniens und die Emporhebung Frankreich's zur weltgebiethenden Macht Europa's.

Um diesen Plan zu verwirklichen, sollte eine zweite meergebietende Armada in's Leben treten, und eine Invasionsarmee nach Britannien übersetzen, England in seinem Herzen angreifen und der furchtbare Riesenkampf auf englischem Boden an den Ufern der Themse ausgefochten werden.

Der Canal la Manche war daher in richtiger Voraussetzung von der brittischen Admiralität bereits mit einem Wall von Geschwadern besetzt worden, und diese mußten zersprengt werden, wenn Napoleon seine Anker in der Themse werfen wollte.

Seine Geschwader waren in Toulon, Ferrol, Rochefort und Brest vertheilt und konnten vor den englischen Beobachtungskreuzern nicht auslaufen. Sollte daher die von Napoleon projectirte Ueberfahrt nach England mit fünfundvierzig Schiffer erzwungen werden, so

mußten jene blodirten Geschwader auslaufen, um sich im Kanal vereinigen zu können.

Admiral Latouche Treville wäre der Mann gewesen, welcher bei seinem unerschütterlichen Muth und seiner seemännischen Taktik den großen Plan des Kaisers der Franzosen zur Ausführung gebracht hätte, allein sein plötzliches Ableben, und der sich allmählig kundgebende Eintritt der Aequinoctialstürme nöthigten zum Aufschub.

Der allgewaltige Machthaber Frankreichs aber hatte kaum den unerseßlichen Verlust Treville's erfahren, als er in seinem nie ruhenden Gehirne, bereits einen andern nicht minder großartigen Plan ausdachte.

Eine einzige Nacht war bestimmt, in welcher die drei Admirale, Villeneuve, Missiessy und Gantheaume gleichzeitig ihre Stationen zu Toulon, Rochefort und Brest verlassen sollten. Die englische Flotte, so rechnete Napoleon würde ihnen augenblicklich folgen, sie sollten selbe immer weiter in die hohe See hinauslocken, sie trennen, in alle vier Winde verjagen, dann alle drei mit vollen Segeln nach Europa zurücksteuern, bei Ferrol den daselbst blodirten Admiral Gourdon frei machen, gegen Boulogne segeln, und, ein einziger Riesenphalanx, die Landung in Britannien erstürmen! — er selbst wollte mit einer Arme von fast anderthalbhunderttausend Mann

in der Grafschaft Kent, und ein anderes Armeekorps von 40—50,000 Mann sollte in Irland einbrechen.

Schon der Lenz des Jahres 1806 war zur Ausführung dieses Riesenplanes bestimmt, der noch im Jahre 1804 zwischen Spanien und England ausgebrochene Krieg, warf Spanien bekanntlich in die Arme Frankreichs und brachte diesem eine Vermehrung seiner Streitmacht von 30 Linien Schiffen und 5000 Mann Landungstruppen, so daß die französische Marine schon im Jänner 1805 achtzig hochbordige Schiffe aufstellen konnte.

Also stand der Kaiser der Franzosen gegen Britannien gerüstet, im zweiten Jahre seines Kaiserreiches.

Admiral Missiessy war der erste, welchem es gelang, schon am 11. Jänner 1805 die Aufmerksamkeit der englischen Kreuzer bei Rochefort zu täuschen und nach den Antillen abzufegeln.

Ganteaume hatte nicht den Muth, in seinem von dem englischen Admirale Cornwallis blockirten Hafen zu Brest, durchzubrechen, der Liebling Napoleons, Admiral Villeneuve, ersetzte ihn daher im Commando der gesammten Expedition.

Villeneuve, den ein glücklicher, die Schiffe Nelsons in die sizilianischen Gewässer treibender Westwind von dessen Blokade in Toulon befreit hatte, wollte am 15.

Jänner 1805 die hohe See gewinnen, ein Sturm nöthigte ihn aber zur Rückkehr nach Toulon. Nelson hatte sein Auslaufen, nicht aber seine Rückkehr erfahren, er glaubte ihn in den italienischen Gewässern aufsuchen zu müssen, und hielt dafür, daß Villeneuve's Cours über Tarent, wo Neapel scheinbar große Seerüstungen vornehmen ließ, — nach Egypten gerichtet sei, um England im Sande der Pyramiden zu bekriegen. — Villeneuve's neuerlichem Auslaufen aus Toulon stand daher nichts im Wege. Er segelte nach Cadix, wo sich der spanische Admiral Gravina mit sechs Schiffen an ihn schloß und das ganze Geschwader von achzehn Linien Schiffen am 10. April nach den Antillen aufbrach; dort sollte sich Villeneuve mit Missiessy vereinigen.

Die Fregatte „Topaze“ und der Contre Admiral Mazon brachten nun dem Admiral Villeneuve die Final-Instructionen Napoleons.

„Sie haben,“ schrieb ihm der Kaiser, „unverzüglich nach Europa zu segeln, sich nach Ferrol zu wenden, dort fünf Schiffe des spanischen Admirals Grandellana an sich zu ziehen, dann unaufhaltsam nach Rochefort zu steuern, daselbst abermals fünf Schiffe des Contre-Admirals Lallemand, den ich an die Stelle des muthlosen, zögernden Missiessy gesetzt habe, mitzunehmen, und nach P'orient zu segeln, wo sie ein ganz neues erst vom Stapel

gelaufenes Schiff finden, hierauf nach Brest zu schiffen, wo Admiral Gantheaume an der Spitze einer schlagfertigen Flotte Ihrer harren wird. Sie werden dann im Besitze einer Macht von vierzig und Gantheaume wird im Besitze von dreiundzwanzig schlagfertigen Schiffen sein. Sie werden das wenigstens um die Hälfte schwächere Geschwader des Lord Cornwallis vernichten, Ihre beiderseitige Vereinigung bewirken, wie Blitze im Canal erscheinen und durch das Erscheinen Ihrer Flaggen das Signal zur allgemeinen Einschiffung meiner Streitkräfte nach England geben. . . .

. . . „Ich werde Sie in Boulogne erwarten. Drei Tage nur brauchen wir, Herren der Meerenge zu sein, um unsere Armeen nach Britannien zu übersetzen, und England hat aufgehört eine Seemacht zu sein.“

So schrieb der Kaiser der Franzosen an seinen Admiral.

Aber der kritische Meeradler Nelson hatte schon seinen Blick von Europa auf Amerika geworfen; er zögerte keinen Augenblick die Franzosen aufzusuchen; in zweimal siebenzig Tagen durchschiffte er den atlantischen Ocean, suchte seinen Gegner in Trinidad, in den Gewässern von Granada und Antigua, sandte dann, den großen Plan Napoleon's ahnend, sogleich zwei Aviso-Schiffe nach Europa, welche der Admiralität in London

die bereits eingetretene Rückkehr Villeneuve's nach Europa meldeten, begab sich dann wieder nach Cadix, kam am 19. Juli vor Giberaltar an, und suchte, als er auch hier kein französisches Schiff antraf, die Flotten des Kaisers an der irischen Küste und in Forthsmouth.

Hätte Nelson jene zwei Aviso'schiffe nicht nach London vorausgesandt, welche acht Tage vor ihm daselbst eintrafen, so wäre die englische Admiralität keineswegs vorbereitet gewesen, dem Angriffsplane Napoleon's rechtzeitige und geeignete Maßregeln entgegen zu stellen, und das Ende der Dinge wäre ein ganz anderes, für England höchst trauriges, geworden. Die Klugheit und Schnelligkeit Nelson's rettete Britannien, welches sonst dem Schicksal Cartago's kaum entgangen wäre — Napoleon befand sich damals in Mailand. schien sich mit der Organisirung Ober-Italiens zu beschäftigen, und seine Aufmerksamkeit von England ganz abgewendet zu haben. Aber der große Schachspieler Europa's wußte gar wohl, daß man den Thurm am Eckfelde ziehen müsse, wenn man die Taktik des Springers am andern Ende des Schachbretes verstecken wolle. Er setzte seine Abreise von Mailand genau auf den Zeitpunkt fest, wo Admiral Villeneuve seiner Berechnung zu Folge im Golf von Biskaya eingelaufen sein mußte, dann wollte er Mailand in aller Stille verlassen, und gleich einem belebenden

Hauche, als die Seele des ungeheuren Armeekorpers in dem sich bereits füllenden Lager von Boulogne aufstauhen. —

Die englische Admiralität hatte aber über die Nachricht Nelson's, daß Villeneuve im Golf von Biskaya einlaufen werde, ihre Maßregeln genommen. Admiral Calder wurde beauftragt, beide Geschwader, welche die Häfen von Rochefort und Ferrol blokirt, zu vereinigen, der gesammten französischen Flotte entgegen zu segeln, und sie zu einer Schlacht zu zwingen.

Villeneuve war seiner Ordre gemäß nach Ferrol gefegelt. Wie ein weites Leichentuch lag düsterer Nebel auf der Meeresfläche vor dem Hafen.

Die Steuermänner des französischen Geschwaders merkten nicht früher die Nähe der englischen Flotte, bis Kanonenblitze der hinter den Hafenselsen hervortauchenden und zu spielen beginnenden englischen Schiffsbatterien die Seeschlacht eröffneten; nun begann ein mörderischer Kampf; schon waren zwei spanische Schiffe entmastet, als die Nacht hereinbrach und die Britten ihr Feuer einstellten; der nächste Morgen sollte nach Villeneuve's und Gravina's Berechnungen den Kampf erneuern aber — die später von der englischen Admiralität wider Calder eingeleitete Untersuchung hat das „Warum?“ nicht aufgeklärt. — Admiral Calder verließ noch vor dem an-

brechenden Morgen den Schlachtrahon, steuerte nordwärts und ließ Villeneuve und Gravina ruhig die Häfen von Rochefort und Ferrol besetzen; in letzterem machte Villeneuve Halt, zog am 3. August Gourbons und Grandalla's Schiffe an sich, und gebot nun über eine Seemacht von einunddreißig Linien Schiffen.

Am selben Tage traf ein Courier des Kaiser in Villeneuve's Cajüte ein und brachte ihm noch ein geheimes Schreiben desselben:

„Ihre Streitkräfte,“ lautete der Brief Napoleons, „werden weit bedeutender sein, als die, welche der Feind Ihnen entgegenstellen kann, und Sie werden sich nach Boulogne begeben, wo Wir uns selbst befinden werden. Ich habe nichts dagegen, wenn sie vom offenen Meere aus in den Canal segeln, um den abermaligen Zusammenstoß mit der Flotte Cornwallis zu vermeiden; gelingt Ihnen letzteres, so bedarf es nicht weiter der Mitwirkung der Flotte von Brest, und es ist besser, wir lassen diese noch länger von englischen Schiffen blockiren, welche dadurch abgehalten werden, uns in dem Canal bei der Landung Abbruch zu thun.“

Admiral Villeneuve, wenn er die Gedankenhöhe Napoleon's zu fassen vermocht, hatte also nichts Eiligeres zu thun, als über Brest in den Canal zu segeln, und so schnell als möglich im Hafen von Boulogne anzulangen.

. . . Und die Tage eines Philipp des Zweiten von Spanien sollten sich wiederholen. — Raum wird die Geschichte seit Xerxes Zeiten einen Moment aufweisen, wo eine besser disziplinierte, sieggewohnte und darum muthbelebte, in harmonischer Ordnung gegliederte Armee zur Eroberung eines feindlichen Landes also bereit stand. —

Der Operationsplan Napoleon's gegen England hatte auch in den Niederlanden einen Stützpunkt; dort stand am Texel Marmont mit seinen Truppen, und diese einschließlic, dann mit Hinzurechnung der Touloner Flotte, gebot der Kaiser über ein Landungsheer von 167,000 Mann.

Drei Namen: Davoust, Ney und Soult, strahlten als Sterne erster Größe in diesem großen Armeekorper; dem Ersten war das Commando des rechten, dem Zweiten das des linken Flügels, dem Letzten das des Centrum's der Armee übertragen. Britannien dagegen hatte in seinen drei Königreichen im Ganzen kaum 92,000 Mann reguläre Truppen, wovon überdies der dritte Theil zur Besetzung Irlands verwendet werden mußte und eine Anzahl von fast dritthalbhunderttausend Freiwilligen, die sich zur Vertheidigung des Vaterlandes gefunden hatten, hemmten durch ihre Ungewohntheit im Waffenhandwerke eher die Operationen der regulären englischen Armee.

Ein Rayon von kaum vier Stunden Weite umschloß in den letzten Tagen alle diese vereinten Armeekorps. 1200 Transportfahrzeuge aller Art mit 3000 Feuer- schlünden standen bereit und die Armee wartete nur auf das Eintreffen Villeneuve's mit seiner Flotte, um die erste Flut zu benützen und nach England überzu- setzen.

Kaiser Napoleon baute so fest auf die sichere An- kunft Villeneuve's, daß er noch am 9. Juni an seinen Marine-Minister schrieb: „Ich weiß wirklich nicht, welche Art von Vorsichtsmaßregeln England ergreifen kann, um sich vor der schrecklichen Möglichkeit zu sichern, der es sich aussetzte. Eine Nation ist sehr thöricht, wenn sie keine Festungen und keine Landarmee hat, um im Stande zu sein eine Armee von 100,000 Mann auserwählter und kriegsgewohnter Truppen ankommen zu sehen. Das ist das Meisterstück der Flottille; sie kostet Geld, aber wir brauchen nur sechs Stunden Herren des Meeres zu sein, und England hat aufgehört zu existiren.“

In ähnlicher Weise hatte er, wie bereits erwähnt, an Villeneuve geschrieben.

Er erwartete also zuversichtlich das Eintreffen Vil- leneuve's in den nächsten Tagen.

Der 21. August war herangezogen. Im Gesicht's-

kreise des großen Boulognerlagers war noch immer kein Segel Villeneuve's wahrgenommen worden.

Ein dumpfes Geräusch von Verrätherei durchzitterte das Lager. Die Officiere schüttelten die Häupter, die kampflustige Mannschaft lag bei Karte und Brandweinflasche unthätig in den Zelten, und ließ die Ebbe und Fluth in der Meerenge mit stillem Ingrimm auf- und niedersteigen.

Die Abendsonne war abermals in's Meer gesunken. Kaiser Napoleon stand in seinem prachtvollen Kabinete, im Hause des Maire's von Boulogne. Die goldenen Wanduhren mit den Büsten Cäsar's und Alexander's auf ihrem Simse, zeigten die eilfte Nachtstunde, im Lager brannten die Wachtfeuer und im Kabinete des Kaisers ein großer Kandelaber, neben welchem Herr Daru, General-Intendant der Armee in Boulogne, ein vertrauter Freund des Marine-Ministers Decrès, stand, und dem Kaiser, der unruhig auf- und niederging und zeitweise einen Blick durch das hohe Fenster auf die See hinauswarf, als wollte er damit die Schiffe Villeneuve's herbeizaubern, — eine wichtige Depesche überreichte, welche eine Marine-Officier von Brest gebracht und zur augenblicklichen Eröffnung als sehr dringend anempfahlen hatte.

„Mein Gott,“ sagte Napoleon, indem er die De-

peſche aus Daru's Händen empfing, „was kann es jetzt noch Wichtigeres geben, als die Ankunft dieſes ſäunigen Admirals in Boulogne. Wahrlich, wenn ihn nicht die Gabe des atlantiſchen Ocean's mit Mann und Maus verſchlungen haben, ſo gibt es keinen andern Entſchuldigungsgrund ſeines Ausbleibens, das meine ganze Operation ſcheitern machen wird, weil es den Britten Zeit gewährt, mit jeder Stunde ihre Streitkräfte zu vermehren; ich ließ es doch dem Fabius cunctator durch meinen Marine-Minister einſchärfen, daß dieſer ihn warne, wenn er ſich etwa in irgend einem ſpaniſchen Hafen aufhalten oder wohl gar blockiren laſſen wollte; aber das kann ja nicht ſein, die Matroſen ſind brav, die Capitäne vom beſten Geiſte beſeelt, und man darf ſie nicht durch Unthätigkeit und Muthloſigkeit ſelbſt in's Unglück bringen.¹⁾“ Während dieſen Worten hatte der Kaiſer die Depesche, welche von Admiral Gantheaume aus Brest eingetroffen war, geöffnet.

Der Kaiſer las — las wieder, ward todtenbleich, und warf endlich das Papier mit ſolchem Ungeſtüm zu Boden, daß Daru erſchrocken zwei Schritte gegen die Treppenwand zurückprallte, von welcher wie höhnnend ein eingewirkter Sathyr aus dem Waldg'büſche herabgrinſte.

¹⁾ Schreiben Napoleons an ſeinen Marine-Minister vom 13. August 1806.

Buonaparte ging jetzt mit weiten Schritten im Gemache auf und nieder.

In kurzen Ausrufungen machte sich sein fürchterlicher Zorn Luft. „Welche Marine!“ rief er, „welcher Admiral! Welche verlorene Opfer! . . .“

. . . „Billeneuve sitzt eils Tage in Ferrol statt in den Canal zu fahren,¹⁾ fährt dann nach Brest, und wird im Zeitpuncte, wo er alle Segel aufhissen sollte, um Boulogne zu erreichen, durch einen Sturm, und das vereinigte Geschwader Calder's und Collingsmood's nach Cadix verschlagen, wo er jetzt von diesen mit seinen drei- unddreißig Schiffen blockirt ist. — Es ist um ihn geschehen! . . . Daru, setzen Sie sich daher! . . . hören Sie und schreiben Sie! . . .“

. . . Und nun in dem Augenblicke, wo der Mann des Jahrhunderts durch die Unachtsamkeit seines Admirals den Plan der Eroberung Englands, diese längst ausgehegte Riesen-Idee seines großen Geistes, aufzugeben genöthigt war, wo er die ungeheuren Rüstungskosten seines Heeres in dem Hafen von Cadix, in welchem Billeneuve blockirt saß, wie einen durch Unvorsichtigkeit verschwindenden Schatz versinken und Geld und Flotten

¹⁾ Siehe Armand Lebfevre. Geschichte der Cabinette Europa's.

Frankreichs für lange, lange Zeit verloren sah; in diesem Augenblicke, wo ein gewöhnlicher Mensch sich der rasendsten Verzweiflung preis gegeben hätte, dictirte der Alexander des Jahrhunderts dem General-Intendanten Daru den in seinem Haupte, für den Fall des Mißlingens der französischen Invasions-Expedition in England, längst ausgebrüteten Plan — des ganzen Feldzuges von Austerlitz. . . .

Daß, und wann alle einzelnen Armee-Divisionen von Holland und Hannover an bis an die pyrenäische Scheidewand Frankreich's in Westen und an das Touloner Meergestade im Süden aufbrechen, wie sie sich zum Marsche ordnen, wo ihre Colonnen sich begegnen sollten, wo angegriffen, wo ein Angriff erwartet, wo gesiegt, wo zum Rückzuge geblasen werden mußte — war von ihm voraus bedacht, voraus bestimmt, und sein neuer riesenhafter Feldzugsplan wurde später in der That so gut befolgt, daß, bei einer Aufbruchslinie von hundert Meilen, Operationslinien, in einer Länge von dreihundert Stunden, nach der von ihm dictirten Marschordnung nachher Tag für Tag, Stunde für Stunde bis zum Einmarsche der französischen Armee in München befolgt wurde.

Fünf volle Stunden hatte Daru an dem ihm vom Napoleon dictirten Feldzugsplane geschrieben. Dann ent-

ließ ihn der Kaiser. „Reisen Sie sogleich nach Paris,“ sagte er ihm, „und melden Sie: Sie reiseten nach Ostende; kommen Sie in der Nacht an, arbeiten Sie mit dem Minister Dejean, und bereiten Sie alle Ausführungsbefehle in Bezug auf die Märsche, die Fourage u. s. w. so vor, daß Alles zum Unterzeichnen fertig ist. Machen Sie Alles selbst, denn ich will nicht, daß irgend ein Subalterner die Hand daran lege! Adieu, General-Intendant.“ —

Eine Handbewegung des Kaisers entließ Daru. Dann setzte sich der Kaiser an sein Schreibpult, und schrieb ein Handbillet an den Marine-Minister Decrès, worin er demselben auftrug, den Admiral Villeneuve sobald er der Blokade in Cadix entkommen sei, seines Dienstes zu entlassen, und ihn durch den kürzlich beförderten Admiral Rosily zu ersetzen. —

Jetzt warf sich der Dictator Europa's schier erschöpft auf den Divan des Kabinet's; die prachtvollste Sommernacht hatte ihren strahlenden Mantel ausgebreitet. Der Imperator schien in ihren Sternen sein künftiges Schicksal lesen zu wollen.

Lange schweifte sein Blick in den Fernen des sternvollen Himmels, auf welchem die volle Mondscheibe wie eine zitternde Riesenperle emporschwebte; — jetzt schien der große Träumer aus seinem Traume wieder zu erwa-

chen; er schien sich plötzlich zu erinnern, daß er in der Spanne Zeit, die ihm vor der Ausführung seines Riesenplanes noch gegönnt war, noch manches ernste Geschäft abmachen solle. Er faßte rasch eine silberne Glocke auf dem Marmortische vor seinem Lager und klingelte; der wachthabende Garde-Adjutant Savari trat hererein, „Die drei Deputationen!“ herrschte Napoleon dem Adjutanten zu; dieser des kurzen Commandowortes gewohnt, verbeugte sich und ging.

Im nächsten Augenblicke wehten die Flügel der Saalthür auseinander und hereintrat ein bleicher hochgewachsener Mann mit dunkeln Haaren und flammendem Auge; es war General Casarelli, einer der ersten Adjutanten des Kaisers, neben ihm zwei stattliche Männer im reichen Kostüme der italienischen Nobili — es waren Abgesandte des Mailänder Adels. Sie verbeugten sich und brachten dem französischen Machthaber die Huldigung Ober-Italiens dar, welches in ihm seinen „lorbeerbekränzten Gebieter“ anerkannte.

Buonoparte ging den Abgesandten Mailands einige Schritte entgegen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für diese Manifestation der Gefinnungen Ihrer Nation,“ sagte er; „ich wünsche, daß die solidarische Gemeinschaft zweier stammverwandter Nationen, der Franzosen und Italiener, fort-

bestehe, nur so kann sich die Letztere aus der Umarmung der Fremden herausringen, ich habe Ihnen als sicherste Garantie dieses Bandes zwischen Paris und Mailand, einen Herrscher gegeben aus meinem Stamme, Meinen Stieffohn Beauharnais, der nun als Vicekönig in Mailand residirt."

Eine leise Bewegung markirte sich auf den braunen Gesichtern der Italiener, sie wollten in wohlgesetzter Rede ihren Dank aussprechen, aber der kleine Corse stand schon wieder in der andern Ecke des Saales, vor drei schlanken Gestalten mit bleichen trotzigen Gesichtern in grünen, mit lichtem Pelzwerk verbrämten, Uniformen, Polen waren es, abgesandt vom Strande der Weichsel von den Gräbern ihrer Vaterlandskämpfer. . . Sie standen schweigend.

Auch der Dictator Frankreichs stand schweigend.

Man hätte erwarten sollen, daß der „neue Heiland“ der hoffenden und harrenden Nationen, ganz besonders dem „Wehrlose der getheilten Nation“ Poloniens sein Ohr entgegenhalten würde.

Statt dessen nahm aber Napoleon gegenüber dieser Gesandtschaft, deren Zweck er bereits kannte, eine strenge Miene an:

„Bevor Sie reden,“ sagte er in kurzem, barschem Tone, „hören Sie. Ihre Nation muß abwarten, ehe sie

handelt, ich werde den Thron Sobiesky's aufrichten, sobald es an der Zeit sein wird — zuerst müssen meine Kanonen auf den Heerstraßen der Mark Brandenburg rollen und meine Pferde die Pustten Ungarns stampfen.“ Jetzt schwieg der Dictator. — Dann nickte er mit dem Kopfe und die polnische Deputation war entlassen. —

Jetzt wehten die Flügel der Saalthüre wieder von einander und im Zwiellichte der hereinbrechenden Nachtstunde bewegte sich fast gespenstisch ein hagerer Mann von mittlerer Größe in den Saal, seine dunklen Augen in dem spitzigen Gesichte flogen bei seinem Eintritte schnell nach allen Seiten, als wollten sie im Augenblicke das Reich prüfen, in welchem sich sein Fuß eben niedersenkte.

Der Mann verbeugte sich; er schien etwas erschöpft, er mochte eben von einer Reise angelangt sein, denn sein feiner Anzug schien etwas ungeordnet zu sein, seine Tasche trug freilich eine schwere Last, das Portefeuille des französischen Polizeiministeriums. —

„Ah, Monsieur Fouché,“ rief der Kaiser, ihm einige Schritte entgegentreten; Sie haben meinem Kusse rasch entsprochen; was bringen Sie von Paris?“

„Sire,“ antwortete der Minister; „tiefe Ruhe und laute Begeisterung wie auf dem stillen Weltmeere, wenn die siegende Sonne die Sturmwolken in alle vier Him-

melsgegenden zerstäubt hat und die Schiffsbemannung ihres Lebens sich wieder freuen darf.“

Das Compliment schien dem Dictator zu schmeicheln.

„Ich, habe Sie rufen lassen, mein Herr,“ fuhr Buonaparte fort, „um Sie unter vier Augen zu fragen, ob Sie Ihre Fühlhörner auch in letzter Zeit über den Rhein gestreckt haben, ob Ihre Fäden auch über die Donau hinausreichen, um im Falle des Vordringens unserer Bajonette in das innere Deutschland auf sichere und nahe Anknüpfungspunkte in den Eichenwäldern Germaniens und,“ setzte er zögernd hinzu, — „und allenfalls auch in Pannonien rechnen zu können?“

„Sire,“ entgegnete der Minister lächelnd; „Ihre Polizei wäre schlecht bestellt, wenn deren Fäden nicht schon vom Tajo und Guadalquivier bis zum Balkan, vom Belt bis nach Messina reichen würden — Vor Ihrer Saalthüre steht ein Sendlings von den Ufern des Neusiedler=See's — — —“

„Nur Einer?“, fragte Napoleon.

„Vor der Hand nur Einer,“ entgegnete der Minister; „ein einzelner Partheigänger, Sire, die Nation der Ungarn wird in ihrem Kerne nie mit uns sympathisiren; jeder Einfluß, den Frankreich seit Jahrhunderten auf das Magyarenland nahm, scheiterte an der Wach=

samkeit der Regierung dieses Landes, an der Treue seines Volkes für die angestammte Dynastie, und das klägliche Ende der kaum vor einem Jahrzehend in ihrem ersten Auftauchen niedergeschmetterten Jakobiner-Verschwörung in diesem Lande mag Ihnen eine Probe liefern.“

„Eine Jakobiner-Verschwörung in Ungarn, in dem Lande des moriamur pro rege?“ fragte der Kaiser lächelnd — „Unglaublich!!“

„So ist es,“ entgegnete Fouché; „die Nachforschungen, welche mir die Unterdrückung des Jakobinismus in Frankreich zur Pflicht machte, machten mich zugleich bekannt mit den Fäden und Netzen, welche derselbe auch in andern Ländern insbesondere auch in Ungarn anknüpfte und so gelangte ich zur Kenntniß von dem ebenso interessanten als tragischen Ausgange des ungarischen Gesamtbundes, der sogenannten „Resurrection“ oder des ungarischen Jakobinismus, welcher mit der Freimaurerloge „zur goldenen Weltkugel“ in der Wiener Josefstadt im thätigsten Verkehre stand, und zu dessen unentdeckt gebliebenen Anhängern sich auch der Mann zählt, den ich aus Paris mitgebracht habe, und der eben vor Ihrer Thüre steht um Ihnen vorzuschlagen: an jenen Punkten anzuknüpfen, wo der Jakobinismus im Jahre 1792 endete.“

„Lassen Sie den Ungar eintreten!“ befahl Buonaparte.

Ein langer, hagerer Mann mit einem todtbleichen Gesichte und dunklem Vollbarte, einen schwarzen Rock mit einfach geschlungenen Brustschnüren am Leibe tragend, — stand jetzt vor dem Kaiser der Franzosen.

„Sie sind ein Ungar?“ fragte dieser kurz.

„Ja Sire,“ entgegnete, sich verbeugend der Ankömmling.

„Ihr Name?“

„Bacsfány.“

„Was führte Sie nach Paris?“ fuhr der Kaiser fort.

„Der Wunsch, den Helden des Jahrhunderts zu begrüßen,“ entgegnete der Ungar, „und Euer Majestät zu fragen, ob und was eine edle Nation von einer großen Nation erwarten dürfe.“

Der Kaiser warf jetzt einen scharfen Blick auf den Sprecher — es lag in diesem Blicke jenes Mißtrauen, welches die im ganzen Wesen dieses Sendlings der „Resurrection“ sich ausprägende unsichere Haltung einflößen mußte.

Jetzt nahm der Dictator wieder das Wort.

„Von Ihrer Nation,“ sagte er mit klangvoller Stimme, „erwarte ich viel; der Ungar ist feurig, edel,

tapfer, entschlossen; seine Nationalität gilt ihm Alles, seine nationalen Erinnerungen sind groß und sind ihm unvergeßlich, diese großen Eigenschaften theilt er mit den Franzosen; beide Nationen sind sich geistesverwandt und sympathisiren, sobald sie sich kennen lernen, und daß dieß geschehe, dafür will ich sorgen . . .“

Der kleine Corse schlug bei diesen Worten auf das vergoldete Gefäß seines Degens.

„Sire!“ sagte der Ungar jetzt und in seinen Augen flammte es wie das Wetterleuchten eines fernen Gewitters. —

„Sire, wir erwarten Sie . . .“

„Sie erwarten mich,“ entgegnete der Kaiser mit Betonung, „das heißt Sie: die wenigen Reste der „Resurrection von anno 92“ und der Männer von der goldenen Weltkugel in der Josefstadt? ist's nicht so? aber wie viele rechnen Sie im Lande der Fußten zu den Ihren?“ . . .

Der Ungar schwieg und sein Blick suchte den Boden. —

Buonaparte lächelte. —

„Die Stimme einiger Unzufriedenen eines Landes mein Herr,“ fuhr er fort, „ist nicht immer die Stimme eines ganzen Volkes, wäre sie es in Ihrem Karpathenlande gewesen, so hätte sicher Ihre Jakobiner=Verschwö-

zung, deren Ausgangspunkt Sie, wie mir Fouché sagt, zum Anknüpfungspunkt neuer Beziehungen zwischen Ungarn und Frankreich machen wollen, keinen so kläglichen Ausgang genommen, sie wäre vielmehr vom Schneeballen bis zur Lawine erwachsen . . . aber treten Sie näher und berichten Sie, was war's eigentlich mit dieser Jakobiner-Verschwörung? wer war ihr Haupt? — ohne Zweifel ein tüchtiger Soldat und Kriegsmann oder ein ehrgeiziger Abkömmling der alten Ungarherzoge? wie mißglückte sie?"

Der Dictator Frankreichs ließ sich hier gemächlich auf dem blausamtenen, mit einem silbernen Lapidar-N durchwirkten, Fauteuil nieder, um in kurzer gemächlicher Ruhe den Bericht des Ungarn zu hören.

„Das Haupt der Jakobiner-Verschwörung war kein Soldat und kein ehrgeiziger Abkömmling der ungarischen Herzoge,“ entgegnete der Partheigänger Bacsfány, „er war ein — Priester! —“

„Wie?“ rief Buonaparte aufspringend, „ein Priester?“

„So ist es,“ entgegnete der Ungar, „Ignaz Martinovic, der infulirte Abt von Szazvár, ein Naize von Geburt — war es. Er war in seiner Jugend Franziskaner gewesen, hatte den Orden verlassen, und war Weltpriester geworden. Ein Mann von großer Gelehr-

samkeit, war er in allen europäischen Sprachen bewandert, aber auch ein Mann voll Ehrgeizes.“

„Und voll Geldgeizes,“ ergänzte der Polizeiminister, „ein entschiedener Atheist und politischer Fanatiker — so erscheint er in jenen politischen Berichten geschilbert, welche sich in den Archiven meines Ministeriums über die Beziehungen seiner Parthei zum Pariser Jakobinismus vorfinden — und wie diese Berichte weiter besagen, war Martinovicz von Kaiser Leopold II. im Jahre 1792 zu einer Sendung an König Ludwig XVI. nach Paris gebraucht worden, aber eben hier war er mit den Häuptern der damaligen Bergparthei in Verbindung getreten, nach Ungarn zurückgekehrt und hatte im Sinne dieser Parthei in Ungarn zu wirken begonnen; wie? das wird der Herr da Euer Majestät am Besten erzählen.“

Der Ungar nahm nun wieder das Wort.

„Bischof Martinovicz,“ erzählte er, „hatte Ungarn in vier Distrikte getheilt und an die Spitze eines jeden einen Agenten gestellt. So stand als Direktor des Pester Districtes, Josef Hajnoczi, ein wissenschaftlich gebildeter Schriftsteller, welcher mit den Jakobinern in Frankreich im steten Verkehre stand und ihnen über Constantinopel Nachricht von der beabsichtigten Einsetzung Ludwig XVII. als König durch Waffengewalt, Kunde

gab. Im Debrecziner-Distrikte war der feurige, dreißigjährige ehemalige Husarenoffizier, Johann Laczkovicz, im Kaschauer Bezirke der talentvolle Szent Mariah, ehemaliger Sekretär des Grafen Száray, dießseits der Donau aber der schwache Graf Jakob Sigray, als Leiter des Aufstandes bestimmt. Die Anzahl der übrigen Verbündeten war ziemlich groß und meist von den Gutbesitzern und Literaten Ungarns gebildet ¹⁾."

"Und welche Maßregeln hatten Sie getroffen, um die Sache zur Ausführung zu bringen," fragte der Kaiser, den die Erzählung des Ungarn zu interessiren schien.

"Der Plan war dahin entworfen," fuhr dieser fort, "daß die Verschwörung Ende August des Jahres 1794 in Ofen zum Ausbruche kommen sollte. Auf ein gegebenes Zeichen aus den Kasernen sollten die Verschworenen gegen diese Gebäude eilen, die Gefangenen befreien, die Einwohner von Buda-Pest niedermetzeln und die Stadt an vier Ecken anzünden."

¹⁾ Die nachmaligen Verhaftungen der mehr Schuldigen belief sich auf zweihundert, und die Bewohner der Schlösser Oberungarns harrten in jener Zeit angstvoll Tag und Nacht, ob die gefürchteten Kürassiere, welche die Commissäre begleiteten, nicht bei ihnen erschienen. Indes mag der Mehrzahl von ihnen der eigentliche Zweck ihrer Führer fremd gewesen sein.

„Ah,“ fiel Buonaparte ein, „also ein Massacre en masse, eine großartige Füsilade!“

„Aber hatten Sie auch Arme genug, um diesen Coup auszuführen?“ fragte der Kaiser.

„Zweimalhunderttausend Mann und große Geldsummen,“ berichtete der Ungar, „sagt man, standen ihnen zu Gebote.“

„Und wie entwickelte sich die Sache weiter?“ fragte der Kaiser. „Ohne Zweifel gab es einen Verräther unter den Verschworenen? nicht so?“

„Die Art der Entdeckung des Projectes war seltsam,“ erzählte der Ungar weiter: „Bischof Martinovicz hatte eines Tages kurz vor dem beabsichtigten Ausbruche der Verschwörung sein Haus verlassen. Sein Diener gerieth auf den Einfall das prächtige Ornat seines Herrn, das man für eine kirchliche Feier am nächsten Tage bereit gelegt hatte, an seinem Leibe zu probiren. Wohlgefällig beschaute er sich in dem Spiegel, da kehrt der Bischof plötzlich zurück und mit ihm ein Aenderer der Verschworenen; der Diener findet eben noch Zeit unter das Sofa zu kriechen und sich den Blicken der Eintretenden zu entziehen. Der Bischof und sein Begleiter, sich unbelauscht glaubend, besprachen aber den nahen Ausbruch der Verschwörung und so gelangte der

Diener zur Kenntniß des Ganzen. Seine Anzeige bei der Behörde erfolgte im nächsten Augenblicke.“

„Und das Loos der Verschworenen?“ — fiel der Kaiser ein, „man hat sie wohl süßlirt?“

„Die Magnatentafel richtete über sie,“ berichtete der Ungar, „in meinem Vaterlande ist für den Hochverrath, dessen man sie beschuldigte, das Schwert bestimmt. Der 20. Mai des Jahres 1795 sah sie auf dem Schafote verbluten. Ich stand dabei, als sie zum Tode gingen. Sigray, den das Loos zuerst traf, konnte sich kaum aufrecht halten, Szent Mariay ging ernst und ruhig zum Tode, Paczkovicz ungeduldig und ausgelassen lustig, Hainoczi besprach sich auf seinem letzten Gange mit dem Priester, der ihn zum Tode vorbereitete, über philosophische und religiöse Gegenstände und starb mit stoischem Gleichmuth, Martinovicz nahte sich mit stolzer Haltung nach einem Ruße auf das Kreuzifix dem Blocke. Von den andern Verschworenen erlitten noch zwei später die Todesstrafe, die übrigen eilf wurden zu lebenslanger Kerkerstrafe begnadigt, jedoch später nach zwölf oder zehnjähriger Haft freigelassen, noch Andere erlitten nur eine kurze Kerkerstrafe.“

Der Ungar schwieg jetzt.

Kaiser Napoleon saß nachdenkend da, ein feines Lächeln spielte jetzt auf seinen Lippen.

„Da haben wir wieder das eiserne Fatum,“ sagte er, „das Fatum, das den Verräther im rechten Augenblicke in das Gemach des Bischofes führte und den Plan desselben zertrümmerte.“

„Mich dünkt,“ nahm jetzt der Polizeiminister das Wort, „die Sache war zu plump angelegt, und wer in einem Lande von großen Erinnerungen an edle Herrscher und Großthaten einer Nation, wie Ungarn ist, von Republikanismus träumen kann, gehört in's Tollhaus.“

„Sie haben recht,“ fiel Napoleon ein; „die königliche Eiche Ungarns ist kein Freiheitsbaum für tolle Septembriseur's und verträgt keine phrygische Mütze als Hauptschmuck.“

Dann wandte er sich zu dem Ungar.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich will Ihrer edlen Nation allerdings Meinen Degen leihen, und sie groß machen, wie ich es mit Polen beabsichtige, aber zuerst muß ich das Schlachtfeld recognosciren, auf dem meine Geschütze spielen sollen.“

„Sire,“ fiel der Polizeiminister ein, „in diesem Sinne habe ich bereits gehandelt, meine Emiffäre durchstreifen das Land von den Karpathen bis zum Eisenthore, wie ich Ihnen schon einmal berichtet habe.“

„Und Ihr jetziger Bericht,“ fragte der Kaiser. Der Minister zuckte die Achseln.

„Ah, ich verstehe,“ sagte Napoleon, „Sie finden einen mageren Boden für ihre Saat — der Maghar ist vorsichtig und will seinen Säbel nicht so rasch in unsere Scheide stecken.“

„So ist es,“ entgegnete Fouché.

Der Kaiser sprang jetzt auf; der Gedanke an die verlorene Sache im Canal, den er während der Unterredung mit dem Ungar auf kurze Zeit beseitigt zu haben schien, schien ihn wieder in seiner ganzen Größe zu erfüllen, eine breite Falte trat auf seiner Stirn hervor.

„Der Erfolg unserer Waffen in Deutschland, wird unseren Einfluß im Magharenland bestimmen,“ sagte er kurz.

„In Deutschland?“ fragte der Polizeiminister verwundert, „haben Eure Majestät einen Feldzug in Deutschland vor.“

„Genug!“ fiel Buonaparte sich mit einer raschen Bewegung zu dem Ungar wendend ein; „reisen Sie in ihr Vaterland zurück und berichten Sie Ihren Sendern: daß Kaiser Napoleon der Erste Ihre Nation achtet, und ihr früher oder später auf der Burg zu Buda einen Besuch zu machen gedenkt.“

Dann winkte der Kaiser, und der ungarische Sendling ward entlassen.

Jetzt wandte sich Napoleon zu Fouché.

„Senden Sie nach Talleyrand,“ sagte er, „wir wollen das Projekt wegen meines Stieffohnes Beauharnais zur Reife bringen.“

Fouché blickte seinem Herrn und Meister verwundert in's Auge.

„Sire,“ sagte er, „ich staune über die Reichhaltigkeit Ihrer Pläne.“

Ihm antwortete ein stolzes Lächeln des mächtigen Kaisers der Franzosen.

In wenigen Minuten stand der ehemalige Bischof von Périgord im Kabinete des Kaisers. Buonaparte ging ihm sogleich mit großen Schritten entgegen.

„Wie lauten Ihre Nachrichten aus Deutschland?“ fragte er hastig.

„Sie werden mit jedem Tage beunruhigender, Sire,“ entgegnete Talleyrand. „Seit Eure Majestät Mailand verlassen haben, scheint Oesterreich seine Schachzüge nicht mehr zu verbergen. Es rüstet.“

„Und die letzten Depeschen?“ fragte der Kaiser.

„Sind hier,“ entgegnete der Minister, indem er mehrere Papiere vor dem Kaiser ausbreitete, — „nach diesen, aus allen Gegenden der Windrose übereinstimmenden Meldungen,“ berichtete er, „hat der Kaiser von Oesterreich bereits Galizien, Mähren, Ungarn, Steiermark und selbst Friaul von Truppen entblößt und alle

seine Streitkräfte am Inn und an der Piave zusammen gezogen.

„Und die neuesten Nachrichten aus Rußland,“ fragte der Cäsar.

„Befagen,“ fuhr der Minister fort, „was Eurer Majestät bereits von Ihrem Gesandten in Petersburg gemeldet worden ist, daß Kaiser Alexander an der Grenze Galiziens eine Arme von 50.000 Mann aufgestellt hat, welche sobald der günstige Augenblick eingetreten sein wird, durch Mähren an die Donau rücken soll. Eine zweite Arme wird hinter der ersten aus dem Innern Rußlands nachgeschoben, der General von Winzigerode ist bereits in Wien eingetroffen und hat die letzten Verabredungen über den nächsten Feldzug gegen Eure Majestät getroffen.“

Ein kaltes Lächeln trat hier auf das Antlitz des Kaisers, dessen stolze Haltung nicht im Mindesten durch die Aufregung gestört wurde, welche diese neuen Botschaften seines Ministers des Auswärtigen in seinem Innern hervorriefen.

„Alle diese Vorkehrungen“ schloß der Minister seinen Bericht, „deuten auf ein baldiges feindliches Vorgehen der wahrscheinlich bereits wider Eure Majestät verbündeten Mächte — Oesterreich, Preußen und Rußland.“

„Rußland! — ja dieses Rußland!“ fuhr jetzt der Kaiser auf; „welcher Staatsmann kann unbesorgt bleiben, wenn er die Erwerbungen betrachtet, welche Rußland seit einem halben Jahrhunderte machte? Bei der Theilung Polens sind ihm zwei Drittheile zugefallen, es besitzet die Krim und hat sich an den Ufern des Bosporus festgesetzt, es breitet sich in Georgien aus, rückt gegen Persien vor, hält die jonischen Inseln besetzt, bewaffnet insgeheim Morea und beschleunigt durch seinen Einfluß und seine Intriguen die Auflösung des Osmanischen Reiches, von Rußland aus, droht Deutschland eine größere Gefahr als von uns! *)“ — hier brach der Kaiser ab.

„Ah, Monsieur Fouché,“ fragte er, sich zu diesem wendend, „nun haben wir ein Familienthema zu bearbeiten — was ist's mit der kleinen Italienerin auf der Isola bella?“

„Seine Hoheit, der Vice-König hat im ersten Momente nach dem Attentate auf die geheiligte Person Eurer Majestät entschiedenen Protest gegen jede Verührung der jugendlichen Gräfin eingelegt,“ entgegnete der Po-

1) Schreiben des Ministers Talleyrand an den Staatskanzler Grafen Ludwig von Cobenzl in Wien, vom 5. August 1805.

lizeiminister, „wir durften nicht wagen, Hand an die Auserwählte zu legen.“

Auf Buonaparten's Antlitz trat ein Zug des heftigen Unwillens.

„Also spielt mein galanter Stieffohn noch immer die lächerliche Rolle des Seladons bei dieser kleinen Italienerin?“ sagte er, „Sie wissen ja schon, welche Pläne ich mit diesem jungen Manne habe.“

„Sire,“ entgegnete der Polizeiminister, „das wird bei dem selbstständigen Character des jungen Vice-Königs keine leichte Sache sein, überdieß ist er gegenwärtig, wie mir meine Agenten aus Mailand schreiben, gegen Euer Majestät ohnedieß etwas herbe gestimmt, und meint, daß das eiserne Commando, welches Euer Majestät in allen ihren bisherigen Maßnahmen entwickeln, früher oder später —“

„Genug!“ fiel Napoleon ein, „der König Italiens von des Kaisers Gnaden, hat dem Kaiser der Franzosen keine Verhaltungsbefehle vorzuzeichnen. Ich will, daß der lächerlichen Idylle ein Ende gemacht, und die feste Dame, welche ihr Auge bis zum Sohne des Kaisers erhebt, in den nächsten acht Tagen aufgegriffen und ihrer Mutter nachgesendet werde, die ich ohnehin nur deshalb mit Verbannung pardonirte, um das Geschrei der Italianissimi zu vermeiden: daß ich

mit Weibern Krieg führe. — Lassen Sie die betreffende Depesche sogleich ausfertigen.“

Nach diesen Worten ging der Dictator Europa's mit großen Schritten in seinem Kabinette auf und nieder — man konnte es in seinem Gesichte lesen, die Sache war ihm mehr als eben gleichgültig, er kannte gleichfalls den Starrsinn seines Stieffohnes und wußte, daß dieser für eine gefasste Idee Alles aufzuopfern bereit war.

Diese Gedanken las der Polizeiminister allerdings jetzt auf der Stirne des Imperators — aber er ließ den Mann der Gewalt diese Gedanken eine Minute lang bearbeiten und zog sich zu dem schweigend im Hintergrunde des Kabinetes stehenden Minister des Auswärtigen zurück, auf dessen feinen Lippen ein ebenso feines diplomatisches Lächeln schwebte.

Jetzt trat Herr Fouché wieder vor.

„Sire!“ sagte er mit halblauter Stimme: *Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo.*“

Napoleon blickte den Sprecher fragend an, und der Polizeiminister fuhr fort:

„Sire,“ sagte er, „die „lächerliche Idylle“ auf Isola bella, wie Euer Majestät sie zu nennen belieben, ist keineswegs so geringfügig, als sie bei erster Betrachtung erscheint. Prinz Eugen Beauharnais ist ein junger Mann voll Ehrgefühl und Selbstständigkeit, fest

und entschieden wie ein Cato und bereit, wie dieser, in jedem Augenblicke sein Herzblut seiner Ueberzeugung zu opfern, Sire! Ihr erlauchter Stiefsohn wird Ihnen das Großkreuz, mit dem sie ihn erst kürzlich geschmückt haben, sammt dem Scepter des Vice-Königs zu Füßen legen, wenn es gilt, sein an die schöne Italienerin verpfändetes Manneswort mit männlicher Thatkraft zu lösen . . .“

Der Kaiser hielt hier seinen Schritt an.

„Also ein förmliches Eheversprechen?“ — fragte er, und eine Flammenröthe tauchte auf seinem Gesichte auf.

„So ist es,“ entgegnete der Minister; „meine Agenten berichten, daß Prinz Eugène in allem Ernste damit umgehe, die schöne Ghiralbina Orsini auch ohne die Zustimmung Eurer Majestät im königlichen Palaste zu Mailand recht bald als seine Braut einzuführen — es kann eine erneute Auflage der Geschichte des ritterlichen Dogen Ziani und seiner schönen Fischerstochter werden . . .“

„Parbleu!“ rief der Kaiser, „welcher Unsinn! und das Alles sagen Sie so mit einer Ruhe, als ob es ein langweiliges diplomatisches Actenstück zu verhandeln gäbe — hier brennt ja der Boden unter unseren Sohlen, oder glauben Sie, daß ich das Project an der Isar

mit meinem Stieffohn fahren lassen soll? — Wozu sind Sie denn Polizeiminister, wenn Sie solche Absurditäten zur Reife gelangen lassen?“

So zürnte der Zeus in den Tuilerien mit seinem Minister; dieser aber setzte dem Brüllen des Leuen nichts, als ein feines Lächeln entgegen: „Sire,“ sagte er ruhig, „ich wäre nicht würdig der Polizeiminister Kaiser Napoleons des Großen zu heißen, wenn ich nicht schon dort gehandelt hätte, wo Eure Majestät erst überlegen —“

Kaiser Napoleon blickte seinem Minister ob dieser etwas unartigen Aeußerung fest in's Auge — der Minister aber fuhr fort: „Eure Majestät sind der Sieger auf offenem Felde; Sie lösen, ein zweiter Alexander, den gordischen Knoten mit Ihrem guten Schwerte, ich knüpfe ihn mit Vorsicht auf — Eure Majestät! ich habe nur um die Ertheilung Ihres Vertrauens zu bitten.“ — Der schlaue Polizeiminister Frankreichs schien aber während dieses vertrauten Gespräches mit dem Dictator des beginnenden Jahrhunderts zu vergessen, daß eine lieblich erblühende Rose gewöhnlich nicht nur von einem Falter umschwärmt wird, daß der Zufall oft plötzlich einen Boten sendet, den man am wenigsten erwartet, und der die Verwicklung einer Sache oft in einer Weise löst, wie man es am wenigsten vermuthet.

Ein solcher Bote des Zufalls stand mit leuchtenden Augen in eben der Stunde der vertrauten Conferenz des Kaisers Napoleon mit seinem genannten Minister, im Kabinette Ghiraldinens auf Isola bella. Es war der junge, bildschöne Oberst Louis, genannt Graf Venoir.

Sein Verhältniß zu dem Fräulein war seither zarter, inniger geworden, er hatte die Tage, die Wochen benützt, während deren Prinz Eugen durch den wahrhaft riesenhaften Drang seiner viceköniglichen Geschäfte in Mailand festgehalten wurde, und Ghiraldine nur in Briefen sprechen konnte — er hatte zuerst geschwiegen, dann gesprochen, getröstet und zuletzt überzeugt — er hatte, ein gewandter Diplomat auf dem Felde der Courtoisie, im Herzen Ghiraldinens — Terrain gewonnen.

So wandelte die schöne Blume der schönsten Insel des größten See's, so wandelte Ghiraldine wieder durch den einsamen Park der Villa. Der reine Kristall des Himmels verdunkelte sich allmählig, die fernen Gebirge zitterten in einem kaum sichtbaren Lichtschleier, über den See zog der letzte brechende Sonnenstrahl, und der große Hausherr begann allmählig seine Myriaden-Lämpchen auf der Riesenkuppel seines Hauses aufzustecken, seine nimmermüde Hand hob jetzt die große volle Ampel hinter dem Rade der Erdkugel empor, den alten Trabanten der Mutter-Erde, der eben nach seiner alten Gewohn-

heit wieder einmal ein paar junge Häupter bestrahlte, welche in seinem Glanze lustwandelten.

Ghiraldine schritt nämlich auf das Gartenhaus im Lorbeerwalde zu, wo auf einer Staffelei das von ihr entworfene Brustbild Eugen Beauharnais aufgerichtet stand.

Die stille Musik des Abends ertönte in tausend Stimmen aus Blumenkelchen, Gräsern und von den Zweigen.

Die Natur rüstete sich allmählig zur Ruhe, und das Menschenherz fand diese in der stillen Rückkehr des Gedankens zum Schöpfer . . .

Auch Ghiraldine betete im Herzen, das so empfänglich war für die Größe der Natur, für das Gefühl des Göttlichen, des Schönen.

Sie bethete im Herzen, und ihr Auge hing dann an dem werdenden Bilde des schönen, männlich schönen Jünglings, dessen Züge ihr fremder zu werden schienen, seit er im Glanze einer Königskrone vor ihr stand . . .

„Arme Ghiraldina!“

So lispelte es hinter ihrem Rücken aus den Zweigen.

Die träumende Jungfrau blickte um — Louis Le-noir stand hinter ihr.

„Sie betrachten das Meisterwerk,“ begann er mit sanfter Stimme, „das Ihre Hand geschaffen hat — in der That, es wäre würdig, im Prachtsaale eines Königs zu prangen . . .“

Ghiralbine schlug Ihre schönen Augen empor, sie fühlte die Bedeutung dieser Worte und eine Purpurröthe trat auf ihre Wangen, der junge Oberst schien sie nicht zu bemerken.

„Man würde,“ fuhr er fort, „in einer solchen Gallerie bald ein schönes Seitenstück dazu finden — man hat es vielleicht schon gefunden,“ setzte er mit Betonung hinzu.

Er schwieg. — Auch Ghiralbines Lippen entfloß kein Laut; sie blickte zur Erde, ein unmerkliches Zittern verrieth ihre innere Aufregung.

Jetzt zog der Oberst eine kleine Mappe aus der Brusttasche und das Bild einer schönen jungen Dame aus derselben.

„Glauben Sie wohl, mein Fräulein,“ sagte er, „daß dieses schönes Frauenbild ein würdiges Seitenstück zu dem Brustbilde des Prinzen Eugen abgeben würde.“

Ghiralbina nahm das Bild entgegen.

„Herr Graf,“ sagte sie mit zitternder Stimme — „ich vermag den Sinn Ihrer Worte nicht zu deuten,

darf ich Sie bitten mir zu sagen, wem diese Züge angehören?“

Der Oberst schwieg eine Weile, ein langer von tiefem Mitgeföhle zeugender Blick aus seinen schönen Augen ruhte auf dem schönen Antlitze Ghiraldina's.

Dann hob er plötzlich, wie zum Bewußtsein des entscheidenden Augenblickes kommender Sieger, sein stolzes Haupt.

„Wohlan, der Würfel liegt,“ rief er mit seltsamer Betonung, „Ghiraldina! Sie müssen es ja doch wissen, die Dame im Bilde hier ist die bestimmte Braut Eugen's des Prinzen von Beauharnais —“

Ein leiser Ruf der schmerzvollsten Ueberraschung entfuhr der Brust der jungen Gräfin Orsini — aber schon im nächsten Augenblicke faßte sie sich wieder. Ein schmerzliches ungläubiges Lächeln zitterte auf ihren rosigen Lippen. Sie schüttelte leise ihr schönes Lockenhaupt.

„Sie werden vielleicht Herr Graf,“ sagte sie mit weicher Stimme, „auch den Namen der Dame aus dem Feenreiche wissen, welche, wie Anadyomene so plötzlich aus dem Meereseschaume emporsteigt.“

„Amalie Auguste ist ihr Name,“ entgegnete der Oberst mit Betonung — „Amalie Auguste, Prinzessin von Baiern —“

Der Oberst hielt inne . . .

Leichenblässe bedeckte das Antlitz Ghiraldinen's. — Sie sprach kein Wort, aber zwei große Perlen, welche allmählig aus ihren schönen Augen traten, kündeten die tiefe Wunde, welche die Worte des Obersten in ihrem jungen, arglosen Herzen aufgerissen hatten.

„Kaiser Napoleon,“ fuhr jetzt der Oberst mit seltsamer kalter Ruhe fort, „Kaiser Napoleon entwarf bereits vor einem Jahre das Projekt seinen Stieffohn mit der Prinzessin eines alten Herrschergeschlechtes in Europa zu verbinden, da die Königin von Neapel den großen Fehler beging, eine so ehrende Verbindung zwischen einer ihrer Töchter, der Prinzessin Amalie und dem Stieffohne des Kaisers mit Ausflüchten zu refusiren, so warb der Kaiser um die Hand einer deutschen Prinzessin für den Prinzen und der Courier ist bereits auf dem Wege, der von München nach Paris das Fa- wort der königlichen Wittelsbacher zu dieser Verbindung bringt.“

So berichtete der Oberst. Ghiraldina's Augen aber flammten jetzt wie Sterne der Nacht; der ganze südländische Stolz, der sich ihrer Schönheit bewußten Jungfrau, schien zu erwachen, mühsam verbarg sie ihre den innersten Lebensnerv berührende Aufregung.

„Prinz Eugen,“ sagte sie mit gepreßter Stimme, „wird sich auch die Hand einer Dame aus königlichem

Stamme nicht aufbringen lassen, er ist mannhaft stolz und edel.“

„Wie Ghiraldina!“ — fiel der Oberst rasch ein, „hochsinnig, stolz und edel,“ fuhr er fort, „ist auch Ghiraldina, die Tochter der Gräfin, der stolzen Kämpferin gegen die Gewaltherrschaft des Imperators, die ihren Besitz, ihre Heimat, ihre Freiheit, ihr Leben einer großen Idee zum Opfer brachte, — die Tochter Ghiraldina Orsini kann nicht minder groß und hochsinnig handeln als ihre Mutter — indem sie —“

Hier hielt der Oberst einen Augenblick inne. Sein fester Blick ruhte auf dem todbleichen Antlitz der, die schwerste Stunde ihres Lebens durchkämpfenden Jungfrau.

Die großen mit mühsam zurückgedrängten Thränen gefüllten Augen des Mädchens lagen auf seinen Lippen, als sollten sie Leben oder Tod von diesen saugen.

„Indem sie — — — entsagt“ — — —“ schloß der Oberst seine Rede.

Eine tiefe Pause des Schweigens trat jetzt ein. Von den Zweigen der Trauerweide an der Seite des Gartenhauses schwammen jetzt die schmelzenden Töne einer Nachtigall herüber, welche so weich durch die

Abendlüfte klangen, als wollten sie ein hohes Lied der Treue singen vom gebrochenen Herzen.

Aber sie schienen auch wieder von schüchterner, tröstender Liebe zu reden, welche so süsse Worte des Mitleids und der Sehnsucht hatte, daß der Stern der Liebe hier, von der Sonne des Verstandes überstrahlt, als Abendstern zu versinken schien, um dort als Morgenstern eines neuen Seelenlebens wieder emporzutauchen . . .

Schön wie der freundliche Maientag, mannhaft und stark in Wort und That war der junge Oberst Louis, genannt Graf Lenoir, und als er Ghiralbina wiederholt aufmerksam machte, daß die längere Abwesenheit Eugens und dessen wiederholte Bitte an Ghiralbina, seine Abwesenheit mit seinen dringenden Staatsgeschäften entschuldigen zu wollen, nichts anderes sei, als — der Zweifel, ob Ghiralbina's Hand in der That ein Preis sei, werth eines wahrscheinlich dauernden Zerwürfnisses des Prinzen mit dem Kaiser Napoleon . . . da begann, zuletzt betäubt von den süßschmachtenden Worten des jungen Sprechers, die Liebe allmählig zu klagen, dann zu zweifeln, und vom Zweifel zum Treubruche — wie kurz ist da die Linie? . . .

Aber er, den der schlanke, bildschöne Oberst Ghiralbina in so zweifelhaftes Licht zu stellen suchte, um die

Rose für sich zu pflücken, die für den königlichen Palast in Mailand bestimmt schien — er, der edle, schöne, characterfeste und wahrhaft ritterlich junge Herrscher, Prinz von Beauharnais, der Vice-König Italiens stand in diesem Augenblicke, in welchem Louis Venoir zu den Füßen Ghiraldinen's lag, und ihr sein Herz bot, an welchem sie, die Verlassene, fortan Schutz und Liebe finden sollte, bis er sie ihrer Mutter zugeführt haben würde, damit diese den Bund der Liebe zwischen Ghiraldina und Venoir segne — stand in diesem Augenblicke im Geleite seines treuen Adjutanten und Freundes, des Major Pino, auf der Gondel, die ihn nach Isola bella hinüberführen sollte, wo er mit liebeglühendem Herzen zu den Füßen Ghiraldinen's den Schwur erneuern wollte, daß es keine Krone auf Erden gebe, die ihm Ersatz für seine erste und heiligste Liebe zu Ghiraldinen bieten könne, — er wollte der Erwählten seines großen, schönen Herzens sagen, daß weder die ernststen Befehlsbriefe seines kaiserlichen Vaters, noch die sanften Mahnschreiben seiner schönen Mutter Josefine im Stande seien, ihn auf der Fahrt zur Insel seines Glückes aufzuhalten. — Ghiraldina — Ghiraldina war der einzige Gedanke seines Lebens, und diesen Namen in seinem Herzen, stand er jetzt vor dem grauen Hause der Isola bella, wo ihm hinter den Myrthengebüsch schon so oft

der weiße Schleier seiner Erwählten entgegen geweht hatte.

Dort — dort — wo das Gebüsch sich theilte, und zwischen den Goldorangen die weiße Marmorstatue des Harpokrates im Mondlichte so bedeutungsvoll hervorschimerte, — dort lehnte sie . . . doch nein! sie war es nicht — die Schatten der Bäume täuschten sein Auge — ein Mann war es, ein kurzer, stämmiger, wildaussehender Mensch, mit einem seltsam verzerrten braunen Gesichte, auf welchem sich alle Leidenschaften malten, er trug eine Art Matrosenkittel von blauer Wolle mit einem breitem Gürtel am Leibe, worin ein langes Stilet steck, sein struppiges röthliches Haar deckte eine röthliche Fischermütze, seine kurzen Arme waren in einander ver-schlungen, ein widriges Lächeln strich über seine dicken Lippen, als Prinz Eugen die Terrasse emporstieg, und auf ihn zutrat.

Der Prinz hielt, als er seine Täuschung wahrte, und statt Ghiraldinen die Gestalt des erwähnten Mannes vor sich sah, seinen Schritt an — er hatte denselben früher auf Isola bella nicht gesehen.

Der erwähnte Mann im Matrosenkittel ließ ihm aber nicht lange Zeit zur Frage, sondern trat selbst sogleich auf ihn zu, indem er ihm ein kurzes „qui vive?“ entgegenscharrte.

Der Prinz, welcher einen gewöhnlichen Sammtrock in dunkler Farbe trug, und durch kein Abzeichen hier, im Reiche seiner Liebe, seine hohe Würde verrieth, maß jetzt die Gestalt dieses Menschen vom Kopfe bis zum Fuße.

„Zur Villa!“ herrschte er ihm ebenfalls in französischer Sprache kurz entgegen, und wollte weiterschreiten — aber der Stämmige vertrat ihm jetzt den Weg.

„Die Villa ist geschlossen!“ sagte er nun in italienischer Sprache, „es darf sie Niemand betreten.“

„Warum?“ fragte der Prinz, „bist Du vielleicht der Beschließer?“

„Si signore,“ entgegnete der Andere grinsend, indem er mit dem Schlüsselbunde klirrte, der an seinem Gürtel hing.

„Wer hat Dich dazu bestellt?“ fragte Prinz Eugen.

„Die Gräfin Bianca Orsini,“ entgegnete der Stämmige barsch.

„Wie?“ fragte der Prinz, „weilt sie wieder auf Isola bella?“

„Diavolo! nein!“ entgegnete der Andere lächelnd — „es müßte ihr nur nach der Bekanntschaft mit der Guillotine gelüsten.“

„Also die junge Gräfin Ghiralbine hat Dich in ihre Dienste genommen,“ sagte der Prinz, „führe mich zur Villa hinauf und weise mir ein Zimmer an, ich muß morgen mit dem Frühesten Deine Herrin sprechen.“

„Ist nicht mehr möglich,“ entgegnete der Stämmige, „beim Blute des heiligen Januarius! — eben darum bin ich ja der Cerberus auf Isola bella geworden, weil die alte und junge Gräfin bereits davon geschwommen sind.“

„Ghiralbine abgereis't!?!“ fragte der Prinz und sein Auge flammte.

Eine Ahnung schien in seinem Innern emporzutauchen.

„Wohin?“ fragte er.

„Dort auf dem See schwimmen sie,“ sagte der Stämmige, indem sein Arm nach einer Gondel wies, die sich auf den vom Mondstrahle silberumsäumten Wellen des Lago maggiore schaukelte.

„Wer,“ rief der Prinz, und tiefe Blässe wechselte jetzt auf seinem Antlitze mit der höchsten Flammenröthe.

„Nun, ich sag' Euch's ja,“ entgegnete der stämmige Mann, „wer denn sonst, als die junge Gräfin Ghiralbina Orsini und ihr junger Bräutigam Louis Graf Lenoir, Oberst im Generalstabe des Kaisers Napoleon . . .“

Prinz Eugen stand starr wie eine Marmorsäule. Sein Blick schweifte wieder über den See.

„Und wohin? Wohin? — geht die Fahrt . . .“ fragte er tief aufathmend.

„Weiß ich es?“ grollte der Andere, „ohne Zweifel werden die Glücklichen ihren Cours dahin nehmen, wo sie der Arm eines Hochgestellten in Mailand nicht erreichen kann, der wie ich sagen hörte, gar gewaltige Sehnsucht trägt, die Rose von Isola bella in seine Gärten zu verpflanzen.“

Der Prinz stand wortlos aber todenbleich vor dem Sprecher.

Er schien mit sich im Kampfe.

Jetzt fuhr er empor.

„Du lügst Elender!“ rief er, „es kann nicht sein! — Ghiraldina sollte mich verrathen! — verrathen in dem Augenblicke, in welchem ich Alles zu opfern für sie bereit bin.“

„Nein!“ setzte er ruhiger hinzu, „das kann nicht sein! — Auf, und führe mich auf die Villa!“

„Aber, ich sagte Euch schon,“ brummte der Stämmige, „daß die Villa leer sei und die junge Gräfin dort in's Weite schiffte. — Wollt Ihr's nicht glauben, so schwimmt Ihr nach, — aber seht — es ist jetzt schon zu spät, die Gondel mit den Beiden ist bereits am Ori-

zonte dort wie ein schwacher Punct verschwommen, und bis Ihr mit der Eurigen nachschwimmt —“

Der Prinz griff jetzt in die Brusttasche seiner Uniform und schleuderte eine volle Börse zu den Füßen des Stämmigen. —

„Auf,“ rief er, „laß alle Gondeln der Insel nach allen Richtungen des See's auslaufen — ich will, ich muß sie einholen — rede, wenn Du ihr Reiseziel kennst das Dreifache von dem Golde, daß ich Dir eben zuwarf, und noch anderer Lohn soll Dir werden.“

Der Stämmige hob die Börse mit feinem Lächeln vom Boden auf.

„Corpo di bacco!“ sagte er, „wenn Ihr mit goldenem Munde redet, darf auch ich nicht lange schweigen, — nun, wenn ich recht hörte, so geht die Reise von hier nach der Meeresküste — nach Triest — nach Desterreich — Ungarn, bis in's Karpathenland, wo die alte Gräfin Bianca Orsini bereits auf dem Jagdschlosse eines Verwandten weilen soll.“

Der Prinz stürzte dem Ufer zu — auf halbem Wege hielt er jedoch an, und kehrte zurück.

„Redest Du auch die Wahrheit?“ fragte er den Stämmigen, der ihm mit seltsamem Lächeln nachblickte.

„So wahr ich Barlet heiße und meines Vaters Sohn bin,“ entgegnete der Stämmige.

Der Prinz blickte jetzt starr dem Manne in's Auge.

„Barlet?“ fragte er nach einer Pause, — „Du — Du nennst Dich Barlet?“

„Wie mein Vater,“ entgegnete der Stämmige kurz — „oder habt Ihr meinen Tauffchein gelesen, daß Ihr meint ich sei vielleicht ein Bastard im Hause meiner Mutter gewesen?“

Der Blick des jungen Prinzen heftete sich noch fester auf das wiederlich behaarte Gesicht des Mannes, der sich Barlet nannte, — Eugen Beauharnais schien jetzt Ghiraldina und ihre Flucht und seine Liebe zu vergessen — — — er stand schweigend in tiefes Nachdenken versunken vor diesem Barlet, und schien in dessen Zügen lesen zu wollen, als ob in denselben die Geschichte einer großen Trauerscene aufgeschrieben stünde.

„Mensch!“ rief er dann, wie aus einem Traume erwachend, „warst Du es! — bist Du es? bist Du es wirklich? ?!“ —

„Wer soll ich denn sein?“ sagte der Stämmige — „und wer seid denn Ihr?“ —

„Bist Du wirklich ein Italiener, der Du Deiner Tracht nach zu sein scheinst?“ sagte der Prinz — „und wem dienst Du hier?“ —

„Oh, zwei Fragen auf einmal,“ sagte der Andere,

— „nun, für jetzt bin ich Italiener, und ich diene dem, der mich am Besten bezahlt.“

„Und wer ist dieser?“ fragte der Prinz.

„Herr,“ entgegnete der Stämmige, „seid Ihr etwa ein Abgesandter aus Mailand, ein Kundschafter, wie sie jetzt zu Duzenden im Lande herumreisen? Kommt wohl vom königlichen Palaste?“

„Kennst Du den Vicekönig?“ fragte der Prinz.

Der Stämmige schwieg eine Weile.

„Den Beauharnais?“ fragte er dann, und sein Gesicht entfärbte sich ein wenig. —

„Persönlich nicht,“ entgegnete Barlet.

„Und dennoch bist Du ihm schon dreimal auf ernstesten Gängen seines Lebens begegnet,“ sagte der Prinz — „ich weiß, Du hassst sein Geschlecht.“ —

„Wie könnt Ihr das sagen?“ fuhr der Andere empor — „und überhaupt, ich sehe gar nicht ein, was die Inquisitionsfragen von Euch bezwecken sollen — — ich bin Beschließer dieses Hauses, und habe Niemandem zu antworten, als Der, die mich dazu bestellt hat.“

Nach diesen Worten wollte sich der Mann umwenden. Prinz Eugen Beauharnais aber hielt ihn zurück.

„Wie?“ sagte er, — „wenn man Dir sogleich tausend Zehinen böte, — den Beauharnais durch einen Dolchstoß bei Seite zu schaffen, würdest Du zögern?“

Der Stämmige blickte dem Sprecher fest in's Auge. —

„Mensch!“ rief jetzt der Prinz; „ich sagte Dir schon, daß Du bis jetzt dreimal dem Beauharnais begegnet bist auf ernstern Gängen seines Lebens; des zweiten Falles entsinnst Du Dich wohl noch gut — das erste Mal war es, als Du ihn als Knabe von siebzehn Jahren auf dem Schiffe „l'Espoir“ sahst, auf welchem Du mit ihm die Reise von den Antillen nach Europa machtest, und, ein armer Arbeiter der Pflanzungen Amerika's, von Eugen Beauharnais' Vater auf der Reise frei gehalten wurdest; — der Knabe Eugen hatte Deine Züge nicht vergessen — und prägte sie noch tiefer ein — als Du ihm einige Jahre später zu Seite standest, als Anzeiger dieses seines Vaters, den das Revolutions-Tribunal zum Tode führen ließ, weil Du — der Dankbare — seinen Anzeiger machtest. — Das war zum zweiten Male, da Dir Eugen Beauharnais gegenüberstand; und nun steht er, Dir in dieser ernstern Stunde seines Lebens, in welcher das, was er auf Erden am höchsten liebt, ihn verrathend von dannen zieht, wieder vor Dir — Barlet! — Mörder meines Vaters! — denn ich bin Eugen, der Prinz von Beauharnais und Vizekönig von Italien . . .“

Der Prinz hielt hier inne, denn die beiden Gondeliers, welche sein längerer Wortwechsel mit dem Manne

am Ufer besorgt machte, kamen die Terasse heraufgestiegen.

Barlet, der einstige elende Angeber des Vaters Beauharnais beim Revolutions-Tribunale in Paris, stand todtenbleich vor dem königlichen Prinzen; jetzt brachen seine Kniee, — er stürzte nieder — „Gnade!“ rief er, — „ja, ich bin Barlet, bin der unglückliche Angeber Alexander's von Beauharnais beim Revolutions-Tribunale — aber tödtet mich nicht; ich kann Euch noch große Dienste leisten, Minister Fouché kennt meine Fähigkeiten — —“

Prinz Eugen blickte den Mann mehr mitleidig als verächtlich an. — „Dich tödten?“ sagte er — „Mensch! ein Beauharnais kennt keine Rache an einem Elenden, wie Du! — Hier nimm! und ich befehle Dir, daß Du binnen Tageslänge Italien für immer verlassest! — Den Entführer Ghiraldinens von Orsini, der Dein Befehlshaber ohne Zweifel ist, wird mein Arm auch ohne Dich zu erreichen wissen.“ —

Nach dieser ritterlichen Rede und That eilte der junge Vizekönig Italiens in seine Gondel und ließ sich in den See hinausrudern, um in seinen Palast nach Mailand zurückzukehren.

Dort stand er am nächsten Abend in seinem Kabinette; an seiner Seite drei seiner Sekretäre und Adju-

tanten, denen er Befehle gab, in welchen Richtungen Ghiraldina und ihr Entführer zu verfolgen seien. —

. . . „Nach Triest! und dann weiter nach Ungarn!“
 . . . so lautete ja die Antwort, die Aussage Barlet's — und als jetzt der zum Vizekönig beschiedene Präfect Salmatoris in's Kabinet trat, da trat ihm Prinz Eugen bleich aber ruhig und mit einer Miene entgegen, welche den festen Entschluß ankündigte, den er in wenigen Worten aussprach: „Ich ersuche Sie, mein Herr,“ sagte er, „dieses versiegelte Schreiben sogleich an den Kaiser Napoleon abzusenden, es enthält die Anzeige, daß ich auf kurze Zeit Mailand verlassen werde, und die Leitung der Staatsgeschäfte einstweilen Ihnen übertragen habe.“

Prinz Eugen von Beauharnais sprach mit diesen Worten seinen geheimen Entschluß aus: Ghiraldina zurückzuführen, und sollte er sie aus dem letzten Winkel der Erde holen müssen . . .

Aber ihm antwortete ein seltsames Lächeln des Präfecten Salmatoris, welcher ihm mit einer tiefen Verbeugung eine Depesche überreichte, die ein Eilkourrier soeben aus Frankreich gebracht hatte. „Von Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon,“ sagte er, „Eure Hoheit geruhen dies vor Allen zu lesen.“ . . .

Die Depesche enthielt die vertrauliche Nachricht, daß die große Armee des Kaisers, in sieben Heeressäulen ge-

theilt, in Eilmärschen nach dem Ober-Rheine aufbrechen werde, und daß sich der Prinz-Vicelönig unverzüglich im Lager des Kaisers einzufinden habe, um ein Commando zu übernehmen. . . .

Eugen Beauharnais stand überrascht, bestürzt von diesem Befehle — Todtenstille herrschte im Kabinete. . . .

Dann fuhr der junge Prinz empor: „Soll ich den höchsten Preis meiner Wünsche und Hoffnungen verschwinden sehen, um im Waffengeklirre des Heeres meines Stiefvaters nach ungewissen Lorbeeren zu jagen — —“

„Nein! auch ein Kaiser Napoleon kann meiner Liebe nicht gebieten,“ setzte er entschlossen hinzu, „ich muß ihr, die man mir entreißen will — folgen — erst bin ich freier Mann, dann Vicelönig! — Ghiralbina ich folge Dir! — Wer kann mich daran hindern!“ —

„Der Fahneneid — Hoheit!“ entgegnete General Lannes, der in das Kabinet trat und im Namen des Kaisers, dem Prinzen einen kostbaren Degen überreichte, womit Napoleon Buonaparte seinem Stiefsohne ein Ehrengeschenk machte, dessen Bedeutung für den bevorstehenden Feldzug der Prinz nicht verkennen konnte.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Blachy & Spitzer.

Neue Erfindung.

Metachromatypie

oder die Kunst, ohne alle Vorkenntnisse im Zeichnen und Malen binnen einigen Minuten die schönsten Bilder auf alle Gegenstände und Stoffe dauernd anfertigen zu können, z. B. Blumen, Bouquets, Fruchtstücke, Landschaften, Thier- und Genrestücke, Portraits, Figuren, Ornamente, Arabesken, Borduren, Gold- und Silberverzierungen, Schriften, Zahlen etc. auf Papier, Seide, Wachstuch, Leder, Holz, gebrannten Thon, Steingut, Porzellan, Glas, Stein, Metalle, Wachs, Stearin, Seifen, etc. und zwar so, dass dieselben wie das reinste Oelgemälde, eingelegte Arbeit etc. aussehen, lackirt, polirt und mit heissem Wasser gewaschen werden können, ohne der Farbe zu schaden.

Es bietet diese Erfindung das schönste, überraschendste Vergnügen für Herrn und Damen. Ausserdem ist dieselbe höchst vortheilhaft für alle Geschäfte, welche Malerei oder überhaupt Verzierungen auf ihre Fabrikate brauchen.

Vollständige Apparate mit genauer Gebrauchsanweisung zur Ausführung à 1—5 Thlr. = 2—10 fl. Oest. W. je nach der Grösse.)

Briefe und Gelder franco. Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Kunst-Anstalt für Metachromatypie

zu Leipzig, Peterstrasse 46.

Prospectus.

Wir erlauben uns hiemit dem Publikum die Anzeige zu machen, daß der „Belletristische Salon“, dessen Herausgabe wir im vorigen Jahre begonnen, in derselben Weise wie bisher fortterscheinen wird, und halten es für nothwendig einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche beweisen sollen, daß wir dem Programme treu geblieben, das wir bei der Ausgabe der ersten Lieferung vom Jahrgange 1862 aufgestellt haben.

Von dem durch vieljährigen Verkehr mit dem Publikum bewährten Grundsätze ausgehend, nur solche Romane übersetzen zu lassen, die entweder eine denkwürdige Epoche der Geschichte veranschaulichen oder das sociale Leben der Gegenwart getreu und wahr abspiegeln, haben wir unsern Abonnenten Romane vorgeführt, die dieser Anforderung auch vollkommen entsprechen und eine solche Aufnahme

gefunden haben, daß wir trotz der ursprünglich großen Auflage uns genöthigt sahen von zwei Romanen eine neue Auflage zu veranstalten.

Im Jahrgange 1863 werden wir ebenfalls bestrebt sein nur durchwegs vorzügliche und sehr unterhaltende Romane zu liefern.

Den Anfang desselben bildete ein so eben unter dem Titel: „Die Puritaner von Paris“ von Boccage, erschienener Roman, dessen dramatische Darstellung des Pariser Lebens von keinem anderen Schriftsteller übertroffen worden sein dürfte. Sofort nach Beendigung der Puritaner von Paris veröffentlichten wir den neuesten Roman von Edmond About, der eben in Paris außergewöhnliches Aufsehen erregt. Edmond About persiflirt in diesem Roman die socialen Zustände Frankreichs zur Zeit der Juliregierung und wird derselbe sicher auch in Deutschland diejenige Anerkennung finden, welche der so beliebte Erzähler verdient.

1. Der „Belletristische Salon“ wird in Lieferungen von 6 Bogen 8. in Umschlag geheftet in eleganter Ausstattung erscheinen; 24. Lieferungen — wovon monatlich zwei ausgegeben werden — bilden einen Jahrgang.
2. Jede Lieferung kostet für Subscribenten bei der

Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Jahrganges nur

30 kr. öst. Währ.

Einzelne Romane und Lieferungen werden nur zum doppelten Subscriptionspreise abgegeben.

3. Jeder Abnehmer erhält mit der letzten 24. Lieferung gratis als Prämie zum „Belletristischen Salon 1863“ eine schön colorirte Lithographie:

Schloß Runglstein in Süd-Tirol,

welche wir eigens anfertigen ließen.

4. Alle Subscribenten, welche den Betrag von 7 fl. 20 kr. ö. W. für den ganzen Jahrgang auf einmal und in Voraus bezahlen, erhalten diese schöne Prämie in den allerersten Abdrücken bereits mit der zweiten Lieferung gratis. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Wien, im Mai 1863.

Die Verlags-Handlung von
H e r m. M a r k g r a f ,
Wallzeile 9.